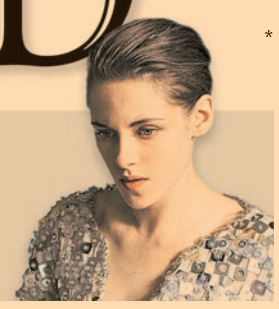
WOCHENENDE
DER STANDARD

Eiserne Sozialistin: Susana Díaz ermöglicht Spanien eine Regierung
Kopf des Tages Seite 48

In alle Ewigkeit: Berühmte Dichter und ihre Gräber
im ALBUM



Raum zum Spielen: Französischer Thriller mit Kristen Stewart
4 Seiten ViennaleStandard

SA./SO., 29./30. OKTOBER 2016 | ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 2,50

Wie die Zeit vergeht

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer mit Mutter Claudia und den Schwestern Clasha, Cristina und Ina, 1991.

Dieses Wochenende werden die Uhren umgestellt, viele ärgern sich darüber, andere finden es gut. Das Zeitempfinden ist sehr subjektiv. Vergeht die Zeit immer gleich schnell? Vor zwei Jahren haben wir die Frage gestellt: Was ist Zeit? In dieser Schwerpunktausgabe wollen wir auf Veränderungen eingehen. An der Mode sieht man auch, wie die Zeit vergeht. Aufnahmen des Models **Cordula Reyer,** die die renommierte Fotografin **Elfie Semotan** über Jahre gemacht hat, ziehen sich wie eine Zeitreise durch diese Ausgabe. **Simon Klausner** ist für die Gestaltung, **Lisa Nimmervoll** für das publizistische Gesamtkonzept verantwortlich.

Alexandra Föderl-Schmid, Chefredakteurin

derStandard.at/Zeitvergeht

Steirischer SP-Chef: Gesetzgebung soll nur der Bund machen

Schickhofer will Kompetenzen entzerren, Ganztagsschulen einheitlich organisieren

Wien – Ein Österreich, eine Gesetzgebung: Auf diese Formel bringt der steirische SPÖ-Vorsitzende und Landeshauptmannstellvertreter Michael Schickhofer seinen Vorschlag zur Bundesstaatsreform.

Im STANDARD-Interview sagt Schickhofer: „Der Bund sollte der Einzige sein, der Gesetze beschließt. Wozu brauchen wir, von der Jagd bis zum Jugendschutz, lauter einzelne Landesgesetze?“ Schickhofer würde auch die Organisation der Ganztagsschule komplett in die Verantwortung des Bundes geben. Von der Abschaffung der Landesgesetzgebung erwartet er die Einsparung von Milliardenbeträgen.

Gerade das Beispiel der Mindestsicherung zeige, dass in Österreich nichts weitergehe, wenn man eine Einigung von neun Bundesländern brauche.

Für die Länder gebe es auch ohne Landesgesetzgebung genug zu tun: „Ich will mir nicht von Wien vorschreiben lassen, welche Straßen ich saniere, wie ich die Industrie fördere.“ (red) Seite 13

FBI nimmt in Clintons E-Mail-Affäre neuerlich Ermittlungen auf

Washington – Weniger als zwei Wochen vor der Präsidentenwahl in den USA wird die demokratische Kandidatin Hillary Clinton von ihrer E-Mail-Affäre eingeholt.

FBI-Chef James Comey kündigte an, die im Sommer eingestellten Ermittlungen gegen die frühere Außenministerin wiederaufzunehmen. Die E-Mails stammen allerdings nicht von der demokratischen Präsidentschaftskandidatin selbst. Die *New York Times* schrieb, die E-Mails seien entdeckt worden, nachdem das FBI Geräte der Clinton-Vertrauten Huma Abedin und ihres Mannes Anthony Weiner beschlagnahmt hatte. Weiner hatte 2011 mit dem Twittern anzüglicher Bilder einen Skandal ausgelöst. Im August wurden neue Vorwürfe laut. (red)

Weiterer Bericht Seite 10

HEUTE

Post und Bawag streiten

Die Post und ihr Finanzpartner Bawag P.S.K. streiten über sinkende Provisionen. Die Post will künftig mehr Geld sehen. Seite 25

Mädchen- und Bubenträume

Das Magazin RONDO mobil liegt bei oder ist bestellbar unter: aboservice@derStandard.at

ZITAT DES TAGES

„Ich bin nicht der Prinz, ich bin der, der die Funktionen des Börsenhandels verantwortet.“

Der Chef der Wiener Börse, **Christoph Boschan,** kann den Markt nicht „wachküssen“ Seite 27

STANDARDS

Sport 23
Kultur 37, 39
Kommunikation, Blattsalat . . . 41
Veranstaltungen, Kino . . . 42, 43
TV, Switchlist 44, 45
Rätsel, Sudoku, Schach . . . . V 4
KarrierenStandard . . . . . 12 Seiten
ImmobilienStandard . . . . 6 Seiten
Wetter 42

Westen:	Süden:	Norden:	Osten:
4 bis 13°	2 bis 16°	9 bis 13°	11 bis 14°

9 025200 025067 43

Manische Züge

Bemerkenswert, wie manche Bewegungen, die früher für bedenkenswerte Kritik standen – am Turbokapitalismus, am Überwachungswahn der USA –, nun selbst manische Züge annehmen. Kann es sein, dass sich Attac, Wikileaks und Co verrannt haben?

Bei Wikileaks und seinem Gründer Julian Assange ist die Fixierung auf die Clintons schon paranoid. Soeben ist ein neuer Schub gehackter Mails veröffentlicht worden, wonach Bill Clinton im Rahmen seiner Stiftung auch persönlich profitiert habe. Aber es gibt keinen Beweis, dass seine Frau, die Präsidentschaftskandidatin, damit etwas zu tun hat. Assange versucht, in offensichtlicher Zusammenarbeit mit Wladimir Putin und dessen Geheimdienst, Hillary Clintons Wahl zu torpedieren. Der Putin-Propagandasender Russia Today veröffentlicht derlei früher als Wikileaks selbst.

Attac, die globalisierungsfeindliche europäische Linksbewegung, findet sich auch nach der Einigung der Belgier nicht damit ab, dass Ceta nach Zugeständnissen nun unterschriftsreif sein könnte. Die Tatsache, dass die Wallonie nur ein paar Goodies erpressen wollte, die mit dem Vertrag nichts zu tun haben, bleibt unerwähnt.

Erscheinungen wie Wikileaks und Attac (und die Gruppen, die das Chlorhuhn zum Schreckensargument gegen Handelsverträge machten) sind im Begriff, ihre Glaubwürdigkeit zu strapazieren.

RAU

Ein großer Sprung für die Antarktis

Foto: AFP / Antarctic Ocean Alliance

Fünf Jahre lang wurde verhandelt, nun ist es fix: Mit knapp 1,6 Millionen Quadratkilometern wurde am Freitag das größte Meeresschutzgebiet der Welt geschaffen. 24 Nationen und die EU einigten sich in Australien darauf, dass Teile des nährstoffreichen Rossmeers im Südlichen Ozean eine „No Take“-Zone werden. Das heißt, dass in den kommenden 35 Jahren weder Meeresbewohner noch Mineralien entnommen werden dürfen. Zuletzt hatte sich Russland gewehrt. Als Kompromiss darf aber künftig in manchen Teilen der Schutzzone zu Forschungszwecken gefischt werden.

Über den Anfang der Zeit

Wie die Zeit vergeht

Die Vergänglichkeit hat viele Gesichter. Die Geschichte des Menschen ist geprägt von den Versuchen, die Zeit durch ihre genaue Vermessung und globale Koordination zu kontrollieren: ein kleiner Rundgang an den Ursprüngen unserer Zeitvorstellungen.

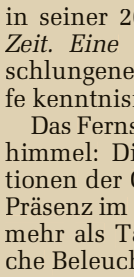
ESSAY: *Alois Pumhösel*

Ein Mann in seiner Lebensmitte, gestrandet in trostloser Arbeit und Ehe, doch die Midlife-Crisis trägt seltsame bis rührende Blüten: Lester, verliebt in die Freundin seiner Tochter, erlebt eine zweite Pubertät, inklusive Muskeltraining, Kiffen und Job im Fastfood-Lokal. „In weniger als einem Jahr werde ich tot sein", erzählt Kevin Spacey am Beginn von Sam Mendes' wunderbarem Film *American Beauty* aus dem Off, bevor sich die Geschichte des Mannes mit dem lächerlichen Ansinnen, die Zeit zurückzudrehen und wieder jung zu sein, entspinnt.

Seine pubertären Anwandlungen bezahlt Lester mit dem Leben. Die vergangene Zeit lässt sich nicht zurückholen. Immerhin, er hat noch einmal die vorzeitige Leichenstarre seiner Vorstadtexistenz durchbrochen und gelebt, intensiv gelebt. Mendes' Gesellschaftskritik über den ausgehöhlten amerikanischen Traum aus dem Jahr 1999 ist mit einer großartigen Poesie der Vergänglichkeit grundiert.

Seine Vergänglichkeit macht den Menschen erst zum Menschen. Der Wert des Jetzt, er wäre nichts ohne den Tod. So wie Sterben noch ein Akt des Lebens ist, so hat der Tod nichts mehr mit uns zu tun. Er ist außerhalb unserer Zeit. Als Trost bleibt vielleicht nur die Wiederkehr in veränderter Genetik nachkommender Generationen.

Die Zeit tickt. Sie vergeht in Minuten und Wochen, in der Wiederkehr saisonaler Sonnenstände und in pendelnden Energiezuständen von Elektronen in Atomuhren. Sie vergeht, wenn wir uns im Warteraum eines Bahnhofs auf sie konzentrieren, oder unbeachtet im Takt der Musik. Egal welche Haltung der menschliche Betrachter zu ihr einnehmen mag – sie vergeht. Nur im Inneren können wir sie durchbrechen, durch Erinnerung und Geschichte, durch Pläne und Antizipation.



Vergänglichkeit und Wiederkehr sind grundlegende Zeiterfahrungen des Menschen, die die Mythologien prägen. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Sterben bestätigen sie stets aufs Neue. Sonnenauf- und -untergang verändern sich kontinuierlich, die Jahreszeiten lassen sich daran festmachen. Beobachtet man, wo der tägliche Sonnenlauf den Horizont trifft, lassen sich vier Punkte identifizieren, die die längste Nacht und den kürzesten Tag, den längsten Tag und die kürzeste Nacht kennzeichnen: Winter- und Sommersonnenwende. Markiert man diese Punkte relativ zu einem Beobachter, etwa mithilfe von Steinen, hat man ein primitives Observatorium. Ein Observatorium, wie es – neben anderen Zwecken – mutmaßlich auch die Kultstätte von Stonehenge war.

Im Verlauf der Menschheitsgeschichte begann man das Verrinnen der Zeit auf vielerlei Art zu strukturieren. Nanosekunden und Epochen, Feiertage und Jahreswechsel, Steckkalender und Smartwatches waren das Ergebnis. Die Verwaltung der Zeit war die längste Zeit an die bestimmenden Welterklärungsmodelle der Religion gebunden. „Vom frühen dritten Jahrtausend vor Christus bis zum späten 16. Jahrhundert nach Christus war die genaue Zeitregelung ein religiöses Anliegen und Sache der Priester", schreibt Althistoriker Alexander Demandt in seiner 2015 erschienenen Abhandlung *Zeit. Eine Kulturgeschichte,* die die verschlungene Geschichte unserer Zeitbegriffe kenntnisreich nachvollzieht.

Das Fernsehen der Antike war der Nachthimmel: Die wiederkehrenden Konstellationen der Gestirne hatten eine ungeheure Präsenz im Leben von Menschen, die kaum mehr als Talg- und Öllampen als künstliche Beleuchtung kannten. Schon lange bevor Ptolemäus etwa 150 n. Chr. Sternbilder systematisierte, gaben sie den Menschen Orientierung auf See, erzählten Geschichten, sagten die Zukunft voraus. Der Mond wurde neben der Sonne zum wichtigsten Taktgeber für die Entwicklung der Kalender und war etwa der wichtigste Zeitmesser der jüdischen Bibel. Die antike Welt war durch die Jahrhunderte geprägt von einem wilden Wirrwarr von Kalendern, unterschiedlichen Jahresanfängen und Zählweisen, geht aus Demandts Kulturgeschichte hervor. Die Harmonisierung von Sonnen- und Mondjahr stellte ständig vor Probleme.

Sucht man nach den ältesten Vorrichtungen, um die Abfolge der Zeit zu strukturieren, tauchen immer wieder die Ägypter auf. Bei ihnen sind frühe Sonnen- und die ersten Wasseruhren belegt, bei denen mit Wasser in einer Verengung auch die Zeit verfließt. Mit dem Christentum werden Zeitangaben präziser, die Stunden gewinnen im Neuen Testament an Bedeutung. Erst im Mittelalter taucht eines der nachhaltigsten Symbole für das Verrinnen der Zeit auf: Sanduhren, die die Fertigkeit der Glasbläserei erforderten. Sie dienten etwa dazu, auf Schiffen den Tagesablauf zu regeln.

Als eine Stunde 100 Minuten hatte

Bis zur Einigung auf eine weltweit gemeinsame Zeit verstrichen Jahrtausende. In der Neuzeit wich das zyklische einem linearen Zeitverständnis. Mit dem Aufstieg des Bürgertums und der industriellen Revolution gewann die stetige Verfügbarkeit einer aktuellen Uhrzeit an Bedeutung. Ein Kuriosum im Zählen der Stunden brachte die Französische Revolution. Der Zwölf-Stunden-Tag, der die Zeitrechnung seit der frühen Antike prägte, wurde zugunsten der Dezimalzeit abgeschafft. Der Tag wurde also in zehn Stunden mit der 2,4-fachen Länge der üblichen Stunden geteilt. Diese Dezimalstunde bestand aus 100 Minuten zu je 100 Sekunden. Es wurden einige Uhren nach diesem Schema gebaut, insgesamt war es aber wohl etwas mühsam, sich umzugewöhnen: Schon 1795 wurde diese Art der Zeitrechnung wieder ausgesetzt.

Bis ins 19. Jahrhundert hatten viele Städte noch ihre eigene Zeit. Spätestens das Aufkommen der Eisenbahnen erhöhte den Druck hin zu einer verbindlichen Normalzeit. In den 1890ern vereinbarten Berlin und Wien eine „Mitteleuropäische Eisenbahnzeit". Auch die Kriege des 20. Jahrhunderts würfelten je nach Siegen und Besatzungen die Zeiten durcheinander, auch die Sommerzeit ist ihnen geschuldet: Der 1. Mai 1916 begann im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn schon am 30. April um elf Uhr nachts. Das Ziel war, angesichts der Materialschlachten des Weltkriegs Kohle zu sparen. Nach dem Auslaufen 1919 führte Hitler die Sommerzeit im Deutschen Reich 1940 wieder ein, 1948 wurde die Uhr in Deutschland und Österreich vorerst ein letztes Mal umgestellt, doch 1980 kehrte die Sommerzeit wieder zurück. Beliebt war die Maßnahme schon 1916 nicht, für Diskussionen sorgt sie bis heute. Das Zusammenbringen von Natur und menschlichem Zeitraster – es stellt nach wie vor vor Probleme.

Die innere Uhr

Die immer genauere Vermessung lässt die Menschen Zeit als etwas wahrnehmen, was außerhalb ihrer Köpfe unabhängig von ihnen vergeht. Man könnte vergessen, wie sehr die Zeit in uns eingebaut ist. Durch unsere innere Uhr, den Hormonhaushalt, der sich an Tag und Nacht orientiert, nicht zuletzt durch unseren Verfall, unsere Vergänglichkeit. Keine Uhr misst nostalgische Erinnerung, keine die Erwartung eines Wiedersehens. Lester blickt in *American Beauty* aus dem Jenseits auf sein „dummes kleines Leben" zurück, das für ihn zugleich wunderschön war. Tod und Liebe sind Archetypen künstlerischer Betätigung, die sich wie die beiden Enden einer Sanduhr ergänzen: Angesichts des Todes, der das Leben quantitativ beendet, gewinnt die Qualität des Lebens, seine Schönheit, an Bedeutung. Natürlich speist sich Schönheit aus Vergänglichkeit.

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, 1989 und 2011.

Über die Psychologie der Zeitwahrnehmung

„Pünktlichkeit geht zulasten des Erlebens“

Warum wir das Gefühl haben, dass die Zeit immer schneller vergeht, und welche Faktoren unsere Zeitwahrnehmung bestimmen, erforscht der deutsche Psychologe **Marc Wittmann.**

INTERVIEW: *Tanja Traxler*

STANDARD: *Herr Wittmann, wir haben kein eigenes Organ für Zeitempfinden – wie nehmen wir also wahr, dass die Zeit vergeht?*
Wittmann: Die Zeitwahrnehmung ist vielschichtig, wesentlich sind dabei aber zwei Dimensionen: die momentane Wahrnehmung und die Erinnerung. Je mehr wir auf die Zeit achten, etwa in der Langeweile der Wartezeit, desto langsamer vergeht die Zeit in der momentanen Wahrnehmung. In der Rückschau empfinden wir hingegen intensive Erlebnisse wie eine Reise viel ausgedehnter als die Alltagsroutine.

STANDARD: *Apropos Alltagsroutine: Warum gilt Pünktlichkeit in unserer Gesellschaft als Tugend, obwohl niemand große Freude dabei verspürt, strikt nach seinem Terminkalender zu leben?*
Wittmann: Die Uhrzeitorientierung ist der Erfolg der Industrienationen. Früher war diese Synchronisierung nicht so genau, man hat etwa vereinbart „Wir treffen uns, wenn die Sonne am Zenit steht“. Heute dagegen werden wir nervös, wenn der Bus auch nur eine Minute Verspätung hat. Wir sind mit den anderen Menschen und mit der Umgebung auf die Minute genau getaktet. Diese Pünktlichkeit trägt zum Erfolg unserer Gesellschaft bei, geht aber zulasten des persönlichen Erlebens. Durch die Zukunftsorientierung verliert man das Gefühl für den Jetztmoment, viele leben in dem Gefühl, dass die Zeit immer schneller vergeht und überall Hektik herrscht.

Psychologe Marc Wittmann forscht in Freiburg.
Foto: Imago/Horst Galuschka

STANDARD: *Was sind die Gründe für das Gefühl, dass sich alles beschleunigt?*
Wittmann: Psychologisch gesehen ist die Zeit immer die subjektive Zeit, das Zeitempfinden kann also für verschiedene Menschen unterschiedlich sein. Dass die Zeit immer schneller vergeht, ist in unserer Gesellschaft ein Mittelwertsphänomen, das sehr viele Leute betrifft. Der Grund dafür ist ein Technologieschub durch die neuen Kommunikationsmedien.

STANDARD: *Ist das eine gänzlich neue Entwicklung?*
Wittmann: Nein, Technologieschübe gab es auch schon früher, etwa am Ende des 19. Jahrhunderts. Damals wurden die Städte elektrifiziert, die Straßenbahnen und ersten Züge nahmen ihren Betrieb auf. So wurde die Gesellschaft viel dynamischer. Die Leute hatten auch damals das Gefühl, dass die Zeit immer schneller vergeht. Noch davor gibt es Aufzeichnungen von Johann Wolfgang von Goethe, der den Umbruch von einer handwerklich, bäuerlich organisierten Gesellschaft in eine Industriegesellschaft miterlebte. Er bemerkte, dass die jungen Leute immer schneller und rasender werden.

STANDARD: *Technologisierung geht oft mit dem Versprechen einher, dass sie uns Zeit spart. Tatsächlich haben wir aber das Gefühl, dass Zeit immer knapper wird.*
Wittmann: Absolut. Wir haben verlernt, leere Zeit auszuhalten oder zu warten. Vor der Erfindung der Waschmaschine sind Frauen täglich mehrere Stunden in der Waschküche gewesen. Heute ist die Wäsche in eine paar Minuten erledigt. Diese Stunden wären nun eigentlich frei, aber man füllt sie wieder mit anderen Aktivitäten. Es liegt an uns, was wir aus unserer Zeit machen.

STANDARD: *Warum fällt es uns so schwer, leere Zeit auszuhalten?*
Wittmann: Durch die neuen Kommunikationstechnologien kommt es zu Verstärkerprozessen. Sie machen uns neugierig und belohnen uns. Wir sind soziale Tiere, die durch soziale Reize belohnt werden. E-Mails von Freunden und Geliebten sind positive Signale, und danach werden wir ein wenig süchtig. Wenn man stundenlang nicht online ist, bekommt man das nervöse Gefühl, es könnten tolle Belohnungen warten. So ist das Erste, was viele Menschen tun, wenn sie in den Bus steigen, das Smartphone zu zücken. Dabei könnten wir auch sagen, dass wir diese leere Zeit nun für uns nutzen, um über uns nachzudenken. Stattdessen suchen wir Ablenkung, auch von uns selbst. Erst wenn wir von dieser Ablenkung herausgerissen werden, bemerken wir uns selbst und unsere Körperlichkeit – dann vergeht die Zeit ganz langsam. Die Momente, in denen wir Zeit wahrnehmen, sind genau die Momente, in denen wir uns selbst erleben.

STANDARD: *Es gibt also Zusammenhänge zwischen Zeit- und Selbstwahrnehmung?*
Wittmann: Ich habe in meiner Forschung Menschen in einem Gehirnscanner untersucht und mir angesehen, welche Areale aktiv sind, während sie die Zeit einschätzen. Dabei konnte ich zeigen, dass die Gehirnareale, die für unser Körperempfinden zuständig sind, dieselben sind, in denen wir Zeit wahrnehmen – sie liegen im insularen Cortex. Die Körpersignale und damit ein ganzes Netzwerk sind verantwortlich für unser Gefühl von Zeit. Das wird zum Beispiel im Floating Tank deutlich. Das ist eine Kabine mit körperwarmem Salzwasser. Wenn man hineinsteigt, lösen sich quasi die Körpergrenzen auf – das ist wie eine Art Instantmeditation. Zunächst hat man das Gefühl, dass die Zeit ganz langsam vergeht, doch etwas später stellt sich ein Zustand von Zeitlosigkeit ein.

STANDARD: *Warum ist so ein Zustand von Zeitlosigkeit für immer mehr Menschen anziehend?*
Wittmann: Der Grund, warum in unserer Gesellschaft Yoga, Tai-Chi und Ähnliches plötzlich so beliebt geworden und mittlerweile im Mainstream angekommen sind, hat damit zu tun, dass die Leute merken, wie alles immer schneller abläuft. Durch diese Entspannungsmethoden bekommen sie eine Technik, um intensiver wahrzunehmen und die Zeit wieder langsamer vergehen zu lassen.

MARC WITTMANN (50) ist Psychologe und Humanbiologe am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg, Baden-Württemberg. Er hat mehrere Bücher und Aufsätze zum Thema Zeitwahrnehmung geschrieben.

Marc Wittmann, „Wenn die Zeit stehen bleibt: Kleine Psychologie der Grenzerfahrungen“. € 12,95 / 173 Seiten. C.-H.-Beck-Verlag, München, 2015
Marc Wittmann, „Gefühlte Zeit: Kleine Psychologie des Zeitempfindens“. € 12,95 / 189 Seiten. C.-H.-Beck-Verlag, München, 2012

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, 1992, Shooting auf der Insel Mustique für „Marie Claire“.

Plädoyer für ein Leben nach der inneren Uhr

Ein Kurort in Bayern will anders ticken

Keine Sommerzeit mehr, späterer Unterrichtsbeginn für Schüler, Krankenbehandlungen, die sich nach der tageszeitlichen Befindlichkeit des Patienten richten – der bayerische Kurort Bad Kissingen will „Chrono-City" werden. Experten für Stadtplanung begrüßen dies. Sie finden, dass Politik überhaupt viel sorgsamer mit der Zeit von Menschen umgehen soll. Denn: Zeit ist, was die Gesellschaft daraus macht.

Birgit Baumann aus Berlin

Natürlich kann Michael Wieden, wenn gewünscht, auch um acht Uhr morgens einen Vortrag halten. Aber angenehm ist es nicht. Grundsätzlich geht der Wirtschaftsförderer des traditionsreichen fränkischen Kurorts Bad Kissingen (21.500 Einwohner) gerne um ein Uhr nachts ins Bett und steht gegen neun Uhr morgens auf. Wieden hat Glück: Sein Arbeitgeber, die Stadt Bad Kissingen, setzt rücksichtsvollerweise Meetings nicht mehr so bald in der Früh an.

Und das nicht nur wegen Wieden, sondern weil man in Bad Kissingen grundsätzlich sehr viel Verständnis für die unterschiedlichen Bedürfnisse, was den tageszeitlichen Rhythmus betrifft, hat. Das geht so weit, dass die Bad Kissinger die Sommerzeit abschaffen möchte, einen entsprechenden Arbeitskreis gibt es schon. Sollen also künftig 21.500 Menschen in einer Stunde Unterschied zu den restlichen 82 Millionen Deutschen leben?

„Es geht mir nicht darum, dass Bad Kissingen am Ende die einzige Stadt in Mitteleuropa ist, wo die Uhren anders gehen", sagt Bürgermeister Kay Blankenburg (SPD). Zwar würde er die Abschaffung der Sommerzeit begrüßen, aber wichtiger ist ihm, Denkanstöße darüber zu geben, wie Politik mit der Zeit umgeht. Und konkret ändern soll sich auch etwas. Deshalb hat Bad Kissingen im Jahr 2014 das Projekt „Chrono-City" gestartet und will sich nach der inneren Uhr des Menschen richten.

„Jeder Mensch hat einen individuellen Tagesrhythmus. Nicht alle würden zur selben Zeit aufstehen, wenn sie keinen Wecker hätten", sagt Wieden, der das Projekt ins Leben gerufen hat und auch betreut. Die „Lerchen" springen schon sehr früh höchst motiviert aus dem Bett, der Morgen gehört ihnen. „Eulen" hingegen kommen nachts auf Touren und gehen erst schlafen, wenn die „Lerchen" schon wieder fertig sind.

Das Problem: Die Schule aber fängt für alle zur gleichen Zeit an; am Arbeitsplatz ist es auch nicht viel anders. Kranke werden dann behandelt, wann es der Zeitplan der Klinik vorgibt. „Zeit ist nichts, was von selbst passiert. Sie wird gesellschaftlich gemacht", sagt Dietrich Henckel, Wirtschaftswissenschafter an der Technischen Universität Berlin. Sein Schwerpunkt ist kommunale Zeitpolitik, er ist auch im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik. Seiner Meinung nach „passen viele Zeitstrukturen, die sich über Jahrzehnte herausgebildet haben, heute nicht mehr".

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer und ihre Schwester Cristina, 1989 für die deutsche „Vogue".

Schulbeginn mitten in der Nacht

Wie schwierig es aber ist, die Uhr neu zu erfinden, merkte man auch in Bad Kissingen, dessen Projekt „Chrono-City" von der Universität Groningen (Niederlande) und der Uni München betreut wird. Brainstormings in der Stadtverwaltung, Gespräche mit Wirtschaftstreibenden, Schulen und Klinken – zunächst mussten Interessenten überhaupt sensibilisiert werden.

Schließlich war klar: Das Jack-Steinberger-Gymnasium möchte mitmachen. Zunächst wurden die Schüler mithilfe eines Fragebogens der Uni München chronotypisiert. Bei der Begutachtung ihrer Schlafzeiten stellte sich heraus: Rund ein Drittel haben ihre Schlafmitte zwischen vier und sechs Uhr. „Der Schulbeginn um acht Uhr liegt für sie eigentlich mitten in der Nacht", sagt Schulpsychologin Andrea Rottmann.

Also wollte die Schulleitung den Unterrichtsbeginn von acht auf neun Uhr verschieben. Allerdings hätten die Lehrer dann im leeren Klassenzimmer gewartet. Denn der Nahverkehr in der gesamten Region, die bis ins Nachbarbundesland Thüringen hineinreicht, ist eben so getaktet, dass alle Schüler um acht Uhr in der Schule sind. Dann ist Pause bei den Öffis.

„Um scheinbar kleine Dinge zu ändern, ist ein riesiger Aufwand nötig", sagt Wirtschaftsförderer Wieden, der aber bei den Verkehrsbetrieben hartnäckig bleiben will. Die Schule hat jedoch Dinge verändert, die sie allein gestalten konnte. Lehrer werden gebeten, Tests nicht mehr am Morgen durchzuführen, sondern später. Es gibt außerdem Tageslichtlampen in den Klassenzimmern.

Dienstpläne anpassen

Auch die Hescuro-Klinik Regina, wo psychosomatische und orthopädische Probleme behandelt werden, will sich besser auf die innere Uhr ihrer Mitarbeiter und ihrer Patienten einstellen. Soweit möglich, werden bei der Erstellung des Dienstplans die chronobiologischen Bedürfnisse berücksichtigt. Wieden versucht, auch andere Betriebe zu sensibilisieren, räumt aber ein, dass noch viele dicke Bretter zu bohren sind: „Manche Unternehmer haben Sorge, dass sie jetzt gleich ihren ganzen Betrieb umwerfen müssen."

Doch darum gehe es nicht. „Wir müssen erst das Bewusstsein ändern. Irgendwann sollte es den Menschen klar sein, dass gegen die innere Uhr zu leben dem Körper schadet wie schlechte Ernährung" so Wieden.

Für Wirtschaftswissenschafter Henckel wird die Zeit von der Politik noch viel zu wenig berücksichtigt. „Die Zeitpolitik steckt in Deutschland noch in ihren Anfängen", sagt er. Als Ziel der Zeitpolitik sehen Experten wie der Rechts- und Politikwissenschafter Ulrich Mückenberger, „nachhaltig öffentliche, wirtschaftliche und politische Zeitstrukturen mit den Bedürfnissen von Individuen, Familien und Gruppen vereinbar zu machen".

Dabei mangelt es laut Experten nicht an Betätigungsfeldern. „Wir erleben zunehmend Zeitkonflikte", sagt Henckel und verweist auf die „Ausdehnung" in allen Lebensbereichen. Rund um die Uhr einkaufen, rund um die Uhr arbeiten, surfen, fernsehen, im Schichtdienst arbeiten – es wird immer mehr Flexibilität geboten, aber selbige auch erwartet.

Doch viele Strukturen hinken den Anforderungen nach. „Wenn wir etwa ein Ehepaar haben, das im Schichtdienst arbeitet, dann möchte dies vielleicht sein Kind über Nacht im Kindergarten lassen, weil das für alle bequemer wäre", sagt er. Doch dann kommen schon die Konflikte. Rund-um-die-Uhr-Betreuung kostet nicht nur mehr Geld, sondern erfordert auch Personal, das möglicherweise wiederum in andere „Zeitzonen" eingebunden ist – weil es vielleicht nachts das eigene schlafende Kind daheim hat und selbst anwesend sein muss. „Zeitpolitik muss diese Konflikte entschärfen, dabei geht es immer um Einzelfallentscheidungen", meint Henckel.

Wir haben mehr Zeit – und weniger

Er rät aber auch dazu, den privaten Bereich kritisch zu überprüfen. Paradoxerweise haben wir heute eigentlich mehr Freizeit denn je, da sich die Arbeitszeit in den vergangenen Jahrzehnten verkürzte. Gleichzeitig aber fühlen sich immer mehr Menschen ständig gehetzt und meinen, nicht über ausreichend Zeit zu verfügen.

„Uns stresst das Angebot, das immer vielfältiger wird", sagt Henckel. „Je mehr Möglichkeiten man hat, desto größer wird die Sorge, viel zu verpassen, weil man ja in seiner Freizeit nicht alles machen kann." Eine Lösung erscheint einfach und fällt vielen doch so schwer: bewusst auswählen.

Über das Gefühl und den Eindruck, dass sich Politik wiederholen könnte

In der politischen Endlosschleife?

Die Lage in Österreich, Europa, der Welt weist gewisse Parallelen zu den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts auf. Auch andere Phänomene wie etwa Globalisierung, Islamismus und Radikalisierung waren schon einmal da. Sind wir zur Wiederholung verdammt?

Hans Rauscher

Leben wir in einer Zeitschleife, in der sich alles wiederholt? Warum wird im Österreich des Jahres 2016 von „Bürgerkrieg" geredet? Weil Strache das als seine rechte Kampfrhetorik missbraucht? Natürlich, aber das Erschrecken vom Altbundespräsidenten Heinz Fischer abwärts zeigt: Als gedankliche Möglichkeit ist es immer noch vorhanden.

Im Februar 1934 tobte in Österreich ein kurzer, aber blutiger Bürgerkrieg (500 Tote) zwischen den großen, bewaffneten Lagern der Ersten Republik: zwischen radikalen Sozialisten und christlich verbrämten Reaktionären. Der Bürgerkrieg, den Strache – und die zahlreichen Poster in den Internetforen, auch auf *derStandard.at* – meinen, verläuft allerdings entlang anderer Linien: Die Bürgerkriegshysterie von heute bezieht sich auf einen herbeifantasierten Aufruhr der muslimischen Bevölkerung (viele davon in dritter Generation in Österreich). Oder, implizit, aber deutlich wahrscheinlicher, auf einen Gewaltausbruch der „echten Österreicher" gegen die Zugewanderten, vor allem die Flüchtlinge der letzten Zeit.

Wiederholt sich die Geschichte? Stecken wir in einer ihrer Endlosschleifen? Sind wir dazu verdammt, sie zu wiederholen, weil wir uns nicht an sie erinnert haben, wie der spanisch-amerikanische Philosoph George Santayana 1905 schrieb?

In der Tat, es gibt Parallelen zwischen einigen Phänomenen der fatalen Dreißigerjahre – in Österreich, Europa, der Welt – und heute. Es herrscht seit mehreren Jahren Weltwirtschaftskrise. Die Arbeitslosigkeit steigt. Ein katastrophaler Finanz-und Bankencrash wie 1931 (der übrigens von Österreich ausging) steht immer noch im Raum. Die extreme Rechte befindet sich fast überall in Europa im Aufstieg (auch in den USA von damals gab es protofaschistische Tendenzen – wenn sie auch nicht bis vor das Präsidentenamt kamen wie Donald Trump). In Osteuropa haben – wie in den Dreißigern – autoritäre, nationalistische Regime die Macht übernommen.

Man kann den Bogen noch weiter spannen. Es gab schon vor mehr als hundert Jahren eine Globalisierung – und eine massive Reaktion dagegen. Mit dem technischen Fortschritt und dem Kolonialismus begann die Welt zu schrumpfen. Weltkarten von damals zeigen weite rote und blaue Flächen im Nahen Osten, in Asien und in Afrika. Das waren die riesigen britischen und französischen Kolonialreiche. Von dort – und mit dem gleichzeitigen Aufstieg der USA, aber auch von Ländern wie Argentinien, das zum größten Fleischproduzenten der Welt wurde – ging ein gewaltiger Aufschwung des Welthandels aus. Das ging mit dem Ersten Weltkrieg jäh zu Ende. Eine Ursache dafür war, dass einer der großen Player – das technisch-militärisch progressive wilhelminische Deutschland – sich benachteiligt fühlte und als kommende Weltmacht seinen „Platz an der Sonne" forderte.

Der Aufstand gegen die zweite Globalisierung wird nicht mehr wie bei der ersten von Staaten getragen, die glauben, benachteiligt zu sein, sondern von Bevölkerungsgruppen, die oft zu Recht glauben, von der Globalisierung übervorteilt zu sein. Unterstützt werden sie von sehr linken und sehr rechten Gruppen, denen die Marktwirtschaft zuwider ist.

Gleichfalls im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert gab es bereits eine aggressive islamistische Bewegung, die den Kampf gegen den verderbten Westen führte. Im Sudan gab es ein IS-ähnliches „Kalifat" unter dem fanatischen Muslimführer „Mahdi" (der Rechtgeleitete), der die britisch-ägyptische Herrschaft bekämpfte. In der Entscheidungsschlacht bei Omdurman 1898 kämpfte der junge Winston Churchill physisch mit.

1928 wurde in Ägypten die Muslimbruderschaft von Hasan al-Banna gegründet, heute ist sie die mächtigste sunnitisch-islamistische Bewegung weltweit. Al-Bannas Kernaussage: „Gott ist unser Ziel. Der Prophet ist unser Führer. Der Koran ist unsere Verfassung. Der Jihad ist unser Weg. Der Tod für Gott ist unser nobelster Wunsch." Kommt bekannt vor?

Damals wie heute ist der Islamismus – gewalttätig oder nicht – eine Reaktion auf die Überlegenheit des Westens. Dass die etwas mit Modernität und freiem Denken zu tun hat und daher wohl kaum mit einer Rückkehr ins 7. Jahrhundert (Salafismus) beantwortet werden kann, ist die Tragödie der heute scheiternden muslimischen Gesellschaften und Staaten.

Es gibt also große Linien, es gibt Konstanten. Allerdings sollte man die Gleichsetzung nicht übertreiben. Die Wirtschaftskrise der Dreißigerjahre war um Potenzen schlimmer als die heutige. Das BIP der USA reduzierte sich um ein Drittel, die Arbeitslosigkeit in Deutschland betrug zeitweilig 25 Prozent. Während in Österreich Arbeitslose nach einer bestimmten Zeit „ausgesteuert" wurden (keine Unterstützung mehr bekamen), existiert heute ein dichtes soziales Netz.

Die Umverteilung sorgt für eine der gleichmäßigsten Einkommensverhältnisse in Europa. Das Österreich von damals war ein bitterarmer Staat und nicht eines der vier reichsten Länder Europas. Die Existenz der EU ist der Beweis dafür, dass die Eliten aus der Katastrophe von 1931 bis 1945 gelernt hatten.

Gelernt haben aber auch die autoritären Führer und Diktatoren. Brutale, nackte Massengewalt gegen die Untertanen ist zumindest in Europa und Umgebung nicht mehr angesagt, die Putins, Orbáns, Erdogans regieren mit Zustimmung eines ruhiggestellten, von jeder kritischen Stimme „befreiten" Volkes.

Österreichische Konstanten

Auch das Österreich der Zweiten Republik hat seine Konstanten, das haben wir in den letzten Jahren gelernt. Es gibt hier eine konservative, wenn man so will: rechte Mehrheit, unabhängig davon, wer an der Regierung ist. Die dreimaligen absoluten Mehrheiten der SPÖ unter Bruno Kreisky waren auch durch seine versöhnliche Haltung gegenüber ehemaligen Nationalsozialisten möglich. Dass die FPÖ unter Strache trotz des katastrophalen Scheiterns unter Haider zur stärksten Partei (in den Umfragen) aufstieg, liegt an der Mentalität des wütenden Untertanen vieler Österreicher. Sie wollen „die da oben" bestrafen, auch wenn sie sich dabei selbst schaden. Die Frage ist, ob sie vor der autoritären Versuchung noch rechtzeitig zurückschrecken, wenn sie merken, dass Strache und Co sie in eine Bürgerkriegsatmosphäre der Dreißigerjahre zurückführen möchten.

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer Mitte der 1980er für „Fallwick" by Helmut Lang.

DISCOVERY SPORT

DER WINTER KOMMT.
KOMMEN SIE IHM ZUVOR.

LAND ROVER
ABOVE & BEYOND

JETZT MIT WINTER KOMPLETTPAKET
AB 179,– € MTL.*

Bereit für die kommende Wintersaison:
der Discovery Sport inklusive praktischer Zusatzausstattung.
Und das mit exklusivem Preisvorteil von bis zu 3.288,– €**
und 1.000,– € Finanzierungsbonus*.

Ab sofort bei Ihrem Land Rover Partner.

landrover.at

Inklusive Zusatzausstattung:

- original 18"-Alu-Winterkompletträder
- beheizbare Frontscheibe & Waschdüsen
- beheizbare Vordersitze
- beheizbare Rücksitze***
- beheizbares Lederlenkrad***

Kraftstoffverbrauch in l/100 km: 10,8–5,5 (innerorts); 6,8–4,2 (außerorts); 8,3–4,7 (komb.);
CO_2-Emissionen in g/km: 197–123; Symbolfoto.

* Angebot gültig für Kaufvertragsabschlüsse für lagernde Discovery Sport Neu- und Vorführfahrzeuge Modelljahr 16.5 bis 31.12.2016 bzw. bis auf Widerruf bei allen teilnehmenden Händlern. Discovery Sport 2.0 L 16.5MY eD4 2WD man. e-Capability PURE: Alle Angaben inkl. USt. und NoVA, bei Finanzierung über LAND ROVER FINANCIAL SERVICES, Laufzeit 48 Monate, Fahrleistung pro Jahr 10.000 km, Barzahlungspreis 33.400,– €, Anzahlung 10.020,– €, Restwert 18.110,– €, Gesamtkreditbetrag 33.693,– €, Gebühren inkl. staatl. Vertragsgebühr 711,– €, Sollzinssatz (fix) 3,17 %, eff. Jahreszins 4,25 %, Ratenschutz Ableben (optional) 293,– €, Gesamtbetrag 37.091,– €. Voraussetzung: bankübliche Bonitätskriterien, Wohnsitz/Beschäftigung in Österreich.

** Preisvorteil für Discovery Sport 2.0 L TD4 Diesel SE, HSE, HSE Luxury (150 PS) Aut. 16.5MY.

*** Nicht bei Modellvariante PURE.

Weitere Informationen zur 3-Jahres-Garantie finden Sie unter: landrover.at/garantie

Warum der Sommerzeit in China nur eine kurze Zeit beschieden war – Wie in Japan das beschleunigte Leben zeitweise ausgebremst wird – Wieso ganz Spanien eigentlich permanent einen Jetlag hat

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, 1996.

Pekings vergessene Sommerzeit

Auch China stellte sich einst seine Uhren auf Sommerzeit um. Peking hoffte, damit Strom zu sparen. Für einige im Land hieß das, dass sie plötzlich in tiefer Nacht aufstehen mussten. Das Experiment endete nach fünf Jahren. Heute ist es vergessen.

Johnny Erling aus Peking

Für China ist 2016 ein Jahr mit vielen Gedenktagen. Einige verschweigt die Regierung – wie den 50. Jahrestag des Ausbruchs der verheerenden Kulturrevolution. Andere lässt sie als Staatsakt feiern – wie die Erinnerung an 80 Jahre „Langer Marsch" von Maos Kommunisten. Doch an ein rundes Datum erinnert sich Peking nicht einmal mehr. Vor 30 Jahren führte sein Staatsrat die Sommerzeit ein.

Am 4. Mai 1986, einem Sonntag, war es so weit. Um zwei Uhr früh wurde die Turmuhr am Xidan-Telegrammamt um eine Stunde vorgestellt. Fünf Jahre lang verstellte China seine Uhren nach Sommerzeit. Dann beendete Peking abrupt das Experiment.

„Sparsamkeitsziel" verfehlt

Den Anstoß hatten zwei Wissenschafter gegeben. Xie Xingjian von der Pekinger Energiegesellschaft und Xu Shoubo aus der Akademie für Sozialwissenschaften errechneten, wie viel Strom und Geld das damals energiearme Land einsparen könnte, wenn es in den Sommermonaten seine Uhr vorstellt. Ihren zuerst „Sparsamkeitszeit" genannten Vorschlag unterbreiteten sie allen Ministerien, schrieben Berichte und machten Eingaben. Fast vier Jahre wogte die Debatte, bis alle Staatsplaner bis zum Staatsrat das nun Sommerzeit genannte Vorhaben billigten. Die erste Runde dauerte 133 Tage, bis am 14. September die Uhren wieder zurückgestellt wurden.

Das befürchtete Chaos blieb aus. Doch nach drei Jahren Erfahrung mit der Sommerzeit zeigte sich, dass die Stromersparnis geringer als erwartet ausfiel. Die Zeitverschiebung brachte dagegen vielen Chinesen in dem riesigen Land Nachteile.

Die Volksrepublik hatte nach ihrer Gründung 1949 eine einheitliche Pekinger Standardzeit (UTC, also koordinierte Weltzeit plus acht Stunden) eingeführt. In der Provinz Xinjiang tief in Nordwestchina ging die natürliche innere Uhr der Einwohner bereits um zwei Stunden dieser Standardzeit voraus. Nun mussten sie noch eine Stunde früher in tiefer Nacht aufstehen. Ihr Stromverbrauch stieg an.

1991 ließ Peking zum letzten Mal die Uhren vorstellen. Der Staatsrat schaffte die Sommerzeit ab. Niemand beschwerte sich. Was machte eine Stunde mehr oder weniger schon aus? Nur die neuen Sonderwirtschaftszonen, wie Shenzhen oder Schanghai, wo das Reformgebiet Pudong entstand, hatten es eilig. Dort hingen die ersten Plakate: „Shijian shi jinqian" („Zeit ist Geld").

Heute ist der Ausruf „Wo ist meine Zeit geblieben?" auch in China ein geflügeltes Wort. Anfang 2014 wurde Staatschef Xi Jinping bei einem Besuch in Russland gefragt, wie er seine vielen Termine in den Griff kriege. „Wo ist meine Zeit nur hin?", antwortete Xi. Sein Seufzer wurde zum Titel eines neuen Ratgebers in Pekings Buchläden: *Besseres Zeitmanagement für Parteifunktionäre*. Die Sommerzeit wird darin mit keinem Wort erwähnt.

Japan gönnt sich nur kleine Auszeiten

Japanische Städte sind für eine Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft ausgelegt. Kleine Inseln der Entschleunigung gibt es noch, Überbleibsel eines ruhigeren Lebens, nach dem sich viele sehnen. Der Lauf der Zeit geht auch an ihnen nicht vorbei.

Siegfried Knittel aus Tokio

Convenience-Stores sind zu einem unverkennbaren Merkmal der japanischen Städte geworden. In jeder Stadt findet man alle paar Hundert Meter einen Conbini, wie die Japaner sagen. Sieben Tage die Woche, 24 Stunden am Tag, auch jeden Feiertag geöffnet, kann man dort die Produkte für das tägliche Leben kaufen. Teilzeitarbeitskräfte und eine ausgeklügelte Logistik machen den Betrieb rund um die Uhr möglich. In Japan, wo viele Singles leben und viele Menschen sehr lange Arbeitszeiten haben, wächst ihre Beliebtheit auch 25 Jahre nach ihrer Erfindung immer noch.

Die Conbini haben die verstaubten Tante-Emma-Läden, die schon vor Jahrzehnten wie aus der Zeit gefallen wirkten, verdrängt. Vor allem in den vielen sehr dörflichen Wohnvierteln Tokios hatten sich diese Läden als Überbleibsel einer vergangenen, ruhigen Lebensform lang gehalten.

Aber es gibt in den Grätzeln und Tempelvierteln noch immer viele kleine Gässchen und verträumte Winkel, in denen die Zeit stillzustehen scheint. Am Wochenende machen die Tokioer aus dem modernen Tokio eine Zeitreise in diese Grätzeln, um etwas von dem stillen, idyllischen Tokio zu erleben, nach dem sie sich irgendwie sehnen. Dort gibt es in die Jahre gekommene Izakayas, Kneipen, in denen man zwischen den Stammgästen am abgenutzten Tresen auf alten Hockern sitzt und mit seinen Nachbarn und der Mama-san, der Wirtin, ins Gespräch kommt, Shochu, den japanischen Süßkartoffelschnaps, trinkt und Kleinigkeiten verzehrt. Der Andrang ist oft größer als die Zahl der Sitzplätze. Essen und Trinken sind billig, und die meist in die Jahre gekommene Einrichtung sorgt für eine gemütliche Atmosphäre, die ganz im Gegensatz zur Rastlosigkeit des Lebens in Tokio steht. Wahrscheinlich sind die alten Izakayas gerade deshalb so beliebt.

Japan wirkt ja auch deshalb so rastlos, weil das nominell freie Wochenende keine Zeit des Zur-Ruhe-Kommens ist, wie das vor dem Hintergrund der christlichen Tradition noch immer in westlichen Gesellschaften der Fall ist. Auch am Samstag wird an den Apartmenthochhäusern, die die Wohnviertel immer mehr bedrängen, gebaut, und viele Angestellte arbeiten nach den langen Arbeitstagen in der Woche auch noch am Samstag. Der Sonntag dient dazu, das zu tun, wozu man während der Woche keine Zeit hat: Pärchen gehen shoppen, die Männer zum Friseur, und die Kinder machen Sport im Baseball- oder Volleyballklub der Schule.

Nur an den Neujahrsfeiertagen vom 1. bis zum 3. Jänner kommt Japan zur Ruhe. Dann herrscht selbst in Tokio eine große Stille. Die Japaner gehen in den Tempel oder zum Schrein und bitten um Gesundheit und Schulerfolg für die Kinder. Aber auch hier zeigt sich der Lauf der Zeit. Denn in den letzten Jahren öffneten immer mehr Kaufhäuser und Restaurants schon am 2. Jänner wieder, weil die Menschen doch gerade dann einmal Zeit haben, um ausgiebig zu shoppen und ins Restaurant zu gehen.

Spanien tickt nicht ganz richtig

Mitteleuropäern erscheint der spanische Lebensstil paradox. Am Nachmittag eine Siesta, um zehn Uhr am Abend spielende Kinder, bis Mitternacht pulsierendes Leben. Nun formiert sich Widerstand.

Jan Marot aus Granada

All das, was typisch spanisch erscheint, fußt auf der Entscheidung des Exdiktators Francisco Franco von 1942. Er änderte Spaniens Zeitzone auf die vom damals nazideutschen Berlin (Mitteleuropäische Zeit, MEZ). Seither tickt Spanien nicht mehr richtig, sondern dem Sonnenstand und seine Bürger ihrem Tag-Nacht-Rhythmus hinterher – um ein bis zwei Stunden.

„Wir Spanier leben in einem permanenten Jetlag", sagt Nuria Chinchilla, Ökonomin der IESE Business School, dem STANDARD und fordert, „die Zeit um 74 Jahre zurückzudrehen". Damals orientierte sich Madrid an der Westeuropäischen Zeit (WEZ), wie Portugal und die Kanaren. Das war korrekt, verläuft doch der Greenwich-Meridian durch das östliche Drittel der Iberischen Halbinsel.

Nickerchen

„Mehr Arbeitsstunden heißt nicht, dass mehr gearbeitet wird", unterstreicht Chinchilla weiter. Spanier verbringen im OECD-Schnitt weit mehr Zeit am Arbeitsplatz. Wer Vollzeit tätig ist, von neun Uhr morgens bis acht Uhr abends. Mit einer ausgedehnten Mittagspause von bis zu zwei Stunden – für ein üppiges Mittagessen und ein Nickerchen. Das Abendessen verschiebt sich auf zwischen neun und elf Uhr; die Nachtruhe auf weit nach Mitternacht. Der chronische Schlafmangel mindert die Leistungsfähigkeit und kann Depressionen auslösen, werden Mediziner nicht müde zu betonen.

In Sachen Produktivität hinkt man folglich dem europäischen Mittel hinterher. Darum liebäugelt die rechtskonservative Regierung unter Mariano Rajoy (Partido Popular) seit 2013 mit einer Reform der Siesta und gar der Zeitzone.

„Es ist so wegen der Hitze", ist gängiges Credo seiner Landsleute, dem José Luís Casero nichts abgewinnt: „Auch in anderen Staaten ist es heiß", sagt der Präsident des Vereins für eine Arbeitszeitoptimierung (Asociación para la Racionalización de los Horarios Españoles, ARHOE) lapidar. „Es braucht einen gesamtgesellschaftlichen Konsens und ein Umdenken." Derjenige, der bis acht Uhr abends den Bürosessel wärme, werde belohnt. Der Effiziente, der um fünf nach getaner Arbeit nach Hause gehen will, gerügt. Dafür müssten die TV-Primetime und der Anstoß von Fußballligaspielen, nicht selten um 22.00 Uhr, vorverlegt werden. Persönlich ist Casero pragmatisch: „Ab acht Uhr abends gehe ich nicht ans Telefon. Ich rufe tags darauf frühmorgens zurück."

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer in der ungarischen Puszta, 1990.

Es ist drei Uhr

Immer wenn die Umstellung auf die Winterzeit ansteht, wird der Widerstand lauter. Kürzlich forderte die ökonationalistische Partei Més per Menorca (Mehr für Menorca) einfach die Sommerzeit beizubehalten. Der Initiativantrag, der auf der Bürgerplattform Illes amb Claror (Inseln im Tageslicht) fußt, wurde am Dienstag im Regionalparlament angenommen. Gar hört man bald im Radio: „Es ist drei Uhr. Eine Stunde früher auf den Kanaren, eine später auf Mallorca."

Katalonien indes, das an der MEZ festhalten will, wird bis September 2018 seine Arbeitszeitreform implementieren. Der Arbeits- und Schultag wird dann früher beginnen, die Mittagspause auf eine halbe Stunde reduziert, und die Geschäftsöffnungszeiten werden limitiert. Fabian Mohedano, der Architekt der Reform und Regionalparlamentarier der linksnationalistischen Esquerra Republicana (ERC), verspricht knapp einhundert Vorteile dadurch – allen voran in puncto Vereinbarkeit von Beruf, Freizeit und Familie.

Die Fotografin und das Model im Doppelinterview

„Ihre Schönheit beinhaltet Drama“

Gar nicht so einfach, ein Gespräch mit **Elfie Semotan** und **Cordula Reyer** einzufädeln. Die eine in New York, die andere auf dem Sprung nach Los Angeles. Über Skype unterhalten sich die Fotografin und ihr langjähriges Lieblingsmodel über die Veränderungen von Schönheitsidealen, des Frauenbilds und ihrer persönlichen Beziehung.

INTERVIEW: *Stephan Hilpold*

Fotos: Heribert Corn, Elfie Semotan

Seit 35 Jahren fotografiert Elfie Semotan (links) das Model Cordula Reyer. Das erste Bild entstand für ein Schmuckshooting, damals war Reyer 19. Das Bild rechts entstand 2014, damals war Reyer 52.

STANDARD: *Sie arbeiten seit 35 Jahren immer wieder zusammen. Frau Semotan, können Sie sich an das erste Bild erinnern, das Sie von Cordula Reyer gemacht haben?*
Semotan: Das war für ein Schmuckshooting. Da war Cordula 19 Jahre alt.

STANDARD: *Welches Schönheitsideal hat damals geherrscht?*
Semotan: Auf jeden Fall nicht eines, dem Cordula entsprochen hätte. Ich fand Frauen mit außergewöhnlichen Gesichtern und Persönlichkeiten immer spannender als gängige Schönheitsideale. Damals stand das klassische Schönheitsideal hoch im Kurs, das ist auch heute noch so, und daran wird sich auch so schnell nichts ändern. Der Unterschied zu früher liegt darin, dass Fotografen nach speziellen Gesichtern suchen, die vielleicht herkömmlich gar nicht als schön angesehen werden.
Reyer: Früher waren es die Modeschöpfer, die für ihre Modeschauen nach speziellen Frauen gesucht haben, man denke nur an Yves Saint Laurent oder an Helmut Lang. Der Fotograf Steven Meisel war und ist auch immer auf der Suche nach besonderen Frauen, denen er dann oft zu einer Weltkarriere verhilft. Auf dem Laufsteg herrscht heute dagegen Uniformität, die Mädchen sollen sich so wenig wie möglich unterscheiden.

STANDARD: *Das klassische Schönheitsideal ist kaum Schwankungen unterworfen?*
Semotan: Nein. Es gibt Moden, man denke etwa an Twiggy in den 1960ern, die keinem herkömmlichen Ideal entsprochen hat, aber das Bild, das wir als klassisch schön erachten, ist kaum Schwankungen unterworfen.

STANDARD: *Frau Reyer, was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie heute Ihre ersten Modelbilder betrachten?*
Reyer: Das sind eher emotionale Dinge. Ich hatte Probleme mit mir selbst, die in Diskrepanz zu meinem Aussehen standen. Ich habe damals wirklich keinem Ideal entsprochen, aber ich hatte das Glück, dass mich Menschen wie Elfie, Helmut Lang oder der Fotograf Gerhard Heller gut fanden. In Paris habe ich nur Absagen bekommen, bis auf Yves Saint Laurent. Er hat in mir etwas gesehen, das anderen nicht aufgefallen ist.

STANDARD: *Hätte Ihr Typ heute eine Chance?*
Reyer: Ich denke kaum. Ich komme gerade aus Mailand zurück, so dünn, wie die Mädchen heute sind, war ich nie. Ich war immer der weibliche Typ. Bis zu dem Zeitpunkt, als Kate Moss auf der Bildfläche erschien, waren „Superwomen“ gefragt. Ein großer Unterschied zu früher besteht darin, dass sich Modeln früher viel mehr wie eine Zusammenarbeit angefühlt hat. Die Generation vor mir hat sich noch die Haare und das Make-up selbst gemacht, auch bei uns war modeln eine recht intime Sache. Ob mit Peter Lindbergh oder Steven Meisel: Es ging darum, ein gutes Bild zu machen. Wir hatten unter Umständen eine Woche Zeit, um zehn Bilder zu machen. Das ist heute undenkbar.

STANDARD: *Frau Semotan, war es ein bewusstes Projekt, regelmäßig Bilder von Cordula zu machen oder ist das einfach passiert?*
Semotan: Ich habe versucht, so oft wie möglich mit Cordula zu arbeiten, weil ich ihre Art von Schönheit besonders gut fand. Es gab nur ein Shooting, dessen Bilder ich nie verwendet habe: Das war ein Pelzshooting. Cordula selbst schaut so dramatisch aus, die Pelzmäntel waren eine Art Konkurrenz zu ihr, das hat nicht funktioniert.
Reyer: Elfie hat mich meist allein fotografiert, sie meinte, ich würde jeden neben mir durch meine Präsenz erschlagen. Sie war eine der ersten, die mit meiner Schüchternheit zu Anfang der Karriere umgehen konnte, die mich gelassen hat, wie ich war. Es ging immer um mich, wie ich bin, und nicht um die Idee eines Fotografen, wie ich vielleicht sein könnte. Die Zusammenarbeit mit Elfie war immer ein Zusammentreffen von Freunden. Es gab damals ja noch keine Mobiltelefone, kein Skype, Kommunikation gestaltete sich schwieriger als heute. Umso mehr freute man sich, wenn es ein gemeinsames Projekt gab.

STANDARD: *Frau Semotan, für Sie als Fotografin, was ist das Besondere an Frau Reyer?*
Semotan: Ihr Aussehen in Kombination mit ihrer Persönlichkeit. Ihre visuelle Präsenz ist eine Gabe, die haben übrigens auch ihr Bruder und ihre Schwester. Ich kann mich an ein Shooting mit der amerikanischen *Vogue* erinnern, das ich gesehen habe, Cordula als nettes, blondes Ding. Der Fotograf hat Cordulas Besonderheit einfach nicht erkannt. Ihre Schönheit beinhaltet immer ein gewisses Drama.

STANDARD: *Was hat sich an Ihrer Zusammenarbeit über die Jahre hinweg geändert?*
Reyer: Nicht viel, ich fühle mich bei Elfie immer sicher, sie spürt mich, wir müssen gar nicht viel reden. Es ist wie ein Tanz. Neben Peter Lindbergh und Richard Avedon habe ich nur mit ihr Nacktaufnahmen gemacht, ich glaube, das sagt alles.

STANDARD: *Mode ist immer ein Kind ihrer Zeit. Inwieweit sind und waren Sie in Ihrer Arbeit einem Zeitgeist verpflichtet?*
Semotan: Ich nie besonders. Das ist der Grund, warum man die Fotos auch heute noch anschauen kann. Ich habe mit dem Zeitgeist prinzipiell wenig zu tun, er interessiert mich auch nicht sonderlich.
Reyer: Als Model ist das anders. Bei Elfie oder bei Peter Lindbergh stand mein Gesicht im Vordergrund. Mit dem Beginn von Grunge veränderte sich vieles für mich. Die Kleider waren schmäler geschnitten, ich passte nicht mehr rein.

STANDARD: *Warum ist die Mode so eng mit der Zeit verknüpft? Was wir heute als schön empfinden, empfinden wir in einigen Monaten als hässlich.*
Reyer: Profan gesagt: weil die Mode ein Geschäft ist und die Menschen Geld damit machen wollen. Mode ist im Grunde so fad, dass man alle sechs Monate etwas Neues machen muss. Man darf aber nicht vergessen, dass sich auch die Mode wiederholt, man sieht das an vielen der ausgewählten Bilder in dieser Ausgabe des STANDARD. Wenn man 35 Jahre in der Mode war, erkennt man die veränderten Formen, aber auch auf wen Bezug genommen wird. Die Strukturen sind die gleichen, werden aber variiert.
Semotan: Die Dimension, die dieses Business heute hat, hatte es noch nie. Es gibt Mode aber auch jenseits des Zeitgeists. Wenn ich auf einen Flohmarkt gehe und ein Kleid von Comme des Garçons oder einen senffarbenen Seidenmantel von Romeo Gigli finde, geht mir das Herz über.

STANDARD: *Die Mode verändert sich ständig, greift aber immer wieder auf das zurück, was man bereits kennt: Schwingt da eine Sehnsucht nach Beständigkeit mit?*
Semotan: Man wird immer gern von guten Dingen inspiriert. Es gab zu jeder Zeit Designer, die fantastisch waren. Ich muss sagen, dass ich vieles, was sich an Vintage orientiert, heute interessanter und von höherer Qualität finde als früher. Die Möglichkeiten heute sind vielfältiger.

STANDARD: *Die Rollen von Frauen sind heute ganz andere als früher. Lassen sich diese gesellschaftlichen Veränderungen an Veränderungen des Frauenbilds ablesen?*
Semotan: Die Mode verhält sich zwiespältig, was die Darstellung von Frauen anbelangt. Zum einen gibt es jede Menge Fotografie, in der Frauen wie Objekte dargestellt werden. Sie existieren als Subjekte gar nicht! Die selbstbewusste Frau ist kein besonders lohnendes Thema in unserer Zeit. Da gab es Zeiten, da war dieses Thema angesagter. In der Modefotografie wird das Bild der selbstbewussten Frau nicht gefördert.
Reyer: Als ich angefangen habe, gab es keine Models mit Kindern. Ich war die Einzige. Im Laufe der Zeit haben Models immer öfter ihre Karrieren unterbrochen, um Kinder zu bekommen, und sind dann wieder eingestiegen. Das wäre früher unmöglich gewesen. Das ist eine große Veränderung.

STANDARD: *Letzte Frage: Frau Semotan, gibt es ein Lieblingsfoto von Cordula Reyer?*
Name: Mir fallen sehr viele Fotos ein, aber eines, das ich besonders liebe, ist in Ungarn entstanden. Cordula trägt ein weißes Kleid, raucht, sie schaut darauf sehr speziell aus. *(Seite 7, Anm.)* Wir haben eine Woche in der Puszta verbracht, jeden Tag haben wir einen Tisch mit Essen, Weinflaschen und einem Sonnenschirm aufgebaut. Nachdem wir den ganzen Tag fotografiert haben, sind wir am Abend in ein kleines Bad gefahren.
Reyer: Die Fotostrecke entstand für die französische *Marie Claire*. Am Abend wurde Zither gespielt, wir haben zur Musik getanzt. Ein Ungar hat uns Zigeuner geschimpft, worauf wir uns ziemlich aufgeregt haben.

ZU DEN PERSONEN

ELFIE SEMOTAN (75) ist die Doyenne der österreichischen Modefotografie. Sie wurde durch ihre langjährige Zusammenarbeit mit dem Designer Helmut Lang sowie durch Kampagnen für Palmers und Römerquelle bekannt. Sie lebt in New York, Wien und Jennersdorf.

CORDULA REYER (54) ist eines der bekanntesten österreichischen Models. Sie war auf den Covers von „Vogue“, „Elle“ oder „Marie Claire“ zu sehen und arbeitet mit Fotografen wie Helmut Newton, Annie Leibovitz oder Peter Lindbergh. Sie lebt in Wien und Los Angeles.

Von Monarchen und ihrer Rolle als überhistorische Zeitmesser

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer in einer Picknickszene für die „Wienerin“, 1987.

Monarchisches Maß über die Zeiten

Fallen Könige für immer aus der Zeit? Zumindest prägten sie einst die historische Zeitrechnung. Bis heute tragen ganze Geschichtsepochen ihren Namen. In Japan beginnt mit jedem neuen Kaiser noch heute eine neue Ära. Über das Maß der zeitlichen Dinge und die Bedeutung monarchischer Herrscherinnen und Herrscher als Zeitmesser.

Andreas Stangl

„För Sverige i tiden“ – „Für Schweden in der Zeit“: So lautet der Wahlspruch von Schwedenkönig Carl XVI. Gustaf. Den Spruch kennt in dem skandinavischen Land fast jeder – findet sich das Motto doch auf der Ein-Krone-Münze. Carl Gustaf erklärte sein Regierungsmotto seinerzeit damit, dass er ein moderner Monarch sein wolle. Tatsächlich verlief seine Regentschaft gewissermaßen zeitgemäß. Dafür sorgten nicht zuletzt zahlreiche verbale Hoppalas und seine wohl nur zum Teil von Medien erdichteten Sexgeschichten. Seiner Zeit das allgemeine Gepräge aufgesetzt hat der König jedoch sicher nicht.

Flüchtiges Motto

Seit den Zeiten von Gustav Wasa (König von 1523 bis 1560) ist es in Schweden Tradition, dass die gekrönten Häupter ihrer jeweiligen Regentschaft ein Motto voranstellen. Es kam gelegentlich auch vor, dass die Leitsätze wegen aktueller Veränderung der politischen Lage des Landes ausgewechselt wurden. Feldherrenkönig Gustav II. Adolf etwa, der bis zur Schlacht bei Lützen 1632 im Dreißigjährigen Krieg sein Scherflein zu einer der größten Verheerungen Europas beitrug, tauschte sein Motto aus kriegspropagandistischen Gründen gleich zweimal.

Oskar II., der anfangs mehr als nur ein Volk regierte, formulierte seinen Leitspruch „Brödrarfolkens väl“ („Das Wohlergehen der Brudervölker“) nach dem Zerfall der Union mit Norwegen 1905 um. Danach lautete es „Sveriges väl“.

Kaiser Franz Joseph I. von Österreich behielt das aus ähnlichen Motiven wie sein schwedischer Zeitgenosse ausgesuchte „Viribus Unitis“ (Mit vereinten Kräften) bis zu seinem Tod bei. Als die italienische Marine zu Kriegsende das nach diesem Motto benannte k. u. k. Schlachtschiff versenkte, gehörte es bereits dem entstehenden Jugoslawien. Damals ging eine Ära zu Ende, die Franz Joseph in der Erinnerung auch heute noch wie wohl kaum ein anderer verkörpert.

Auch andere österreichische Kaiser, etwa Joseph II., stehen für eine ganz bestimmte Geschichtsperiode: Die Josephinische Zeit oder der Josephinismus sind geradezu ein Synonym für die Aufklärung in Österreich. Auch Josephs Mutter, Kaiserin Maria Theresia, wird im Hinblick auf ihre Verwaltungsreformen, insbesondere jene im Schulwesen, immer wieder als ihre Epoche prägend wahrgenommen. Beispiele für Monarchen und andere Herrscherfiguren, die namensgebend für Geschichtsabschnitte waren und sind, gibt es auch anderswo zuhauf.

Man denke an Napoleon, der als Franzosenkaiser zeitweise fast ganz Europa unter Kontrolle hatte, oder das viktorianische Zeitalter in England, das in seiner die Lebensmoral betreffenden Bedeutung bis weit über die Grenzen des Vereinigten Königreichs und seiner Kolonien hinaus bekannt ist; oder die Päpste, ohne die die Geschichtseinteilung in der katholischen Kirche kaum vorstellbar ist.

In Fernost gibt es bis heute einen starken Zusammenhang zwischen Monarchen und Zeitrechnung. In Japan beginnt trotz der 1873 vollzogenen Umstellung auf den gregorianischen Kalender mit jedem neuen Tenno noch immer eine neue Ära, die an ein Motto geknüpft ist. Im Wesentlichen holte sich Japan das System aus China, wo bis heute auch die Herrscherhäuser (Dynastien) eine große Rolle in der historischen Zeitrechnung spielen.

Kalenderspezialist und Autor Sepp Rothwangl verweist auch auf die altrömische Geschichtsschreibung und darauf, dass die europäischen Chronisten bis ins Mittelalter ganz allgemein historische Zeitabläufe in Regierungszeiten von Kaisern, Königen oder Fürsten maßen. Heute tue man das hingegen nur noch in bestimmten Ländern und Weltgegenden wie in Indien und Teilen der islamischen Welt.

Rothwangl ist ein vehementer Kritiker religiöser und sonstiger manipulativer Zeitrechnungen. Er tritt in seinem Buch *Endzeit. Die Geschichte der christlichen Zeitrechnung* für eine weltweite Kalenderreform nach strikt astronomischen Gesichtspunkten ein.

Die Bedeutung von Herrschern als Maß der Zeit hat sich im Lauf der Jahrhunderte allmählich verringert. Das 20. Jahrhundert prägen in der Retrospektive die großen Umwälzungen und Katastrophen wie die Weltkriege, die Weltwirtschaftskrise, der Kalte Krieg, oder die chinesische Kulturrevolution. Mehr und mehr sind, zumindest im Westen, auch gesellschaftliche Entwicklungen wie die sexuelle Revolution der 60er-Jahre, die New Wave in der Popmusik oder der rasante Lauf in das Informationszeitalter zum Maß aller zeitlichen Dinge geworden.

Die europäischen Monarchen prägen zwar noch immer das Erscheinungsbild nationaler Währungen und sogar der länderspezifischen Seite der Euromünzen, ihre und damit unsere Zeit prägen sie hingegen schon lange nicht mehr. Heute dienen Königinnen, Könige und ihre Sprösslinge trotz gewisser Rechte und Pflichten als formale Staatsoberhäupter in der täglichen Realität zumeist als folkloristische Touristenmagneten oder als dankbares Futter für den Medienboulevard.

Entschwundene Zeiten

Höchstens der Tod letzter Monarchen und deren unmittelbarer Nachkommenschaft sorgt manchmal noch für ein Aufwallen von Nostalgie bezüglich einer längst entschwundenen Zeit. So war es, als die letzte Kaiserin von Österreich, Zita im Jahr 1989, und gut drei Jahrzehnte später ihr ältester Sohn, der letzte Habsburger-Kronprinz Otto, unter Einhaltung der traditionellen Form in der Kapuzinergruft bestattet wurden und jeweils die alte Kaiserhymne im Stephansdom erklang.

Ähnlich ging es manchem in Finnland 2006, als ein dänisches Kriegsschiff die ein knappes Jahrhundert lang in ihrer Geburtsheimat Dänemark begrabenen Gebeine der vorletzten Zarin Maria Fjodorowna (geborene Prinzessin Dagmar) zur endgültigen Beisetzung nach St. Petersburg brachte. Als das Schiff an Helsinki vorbeifuhr, rückte die finnische Marine zum Salutschuss für die ehemalige Souveränin des Landes – sie war als Zarin auch Großfürstin von Finnland – aus.

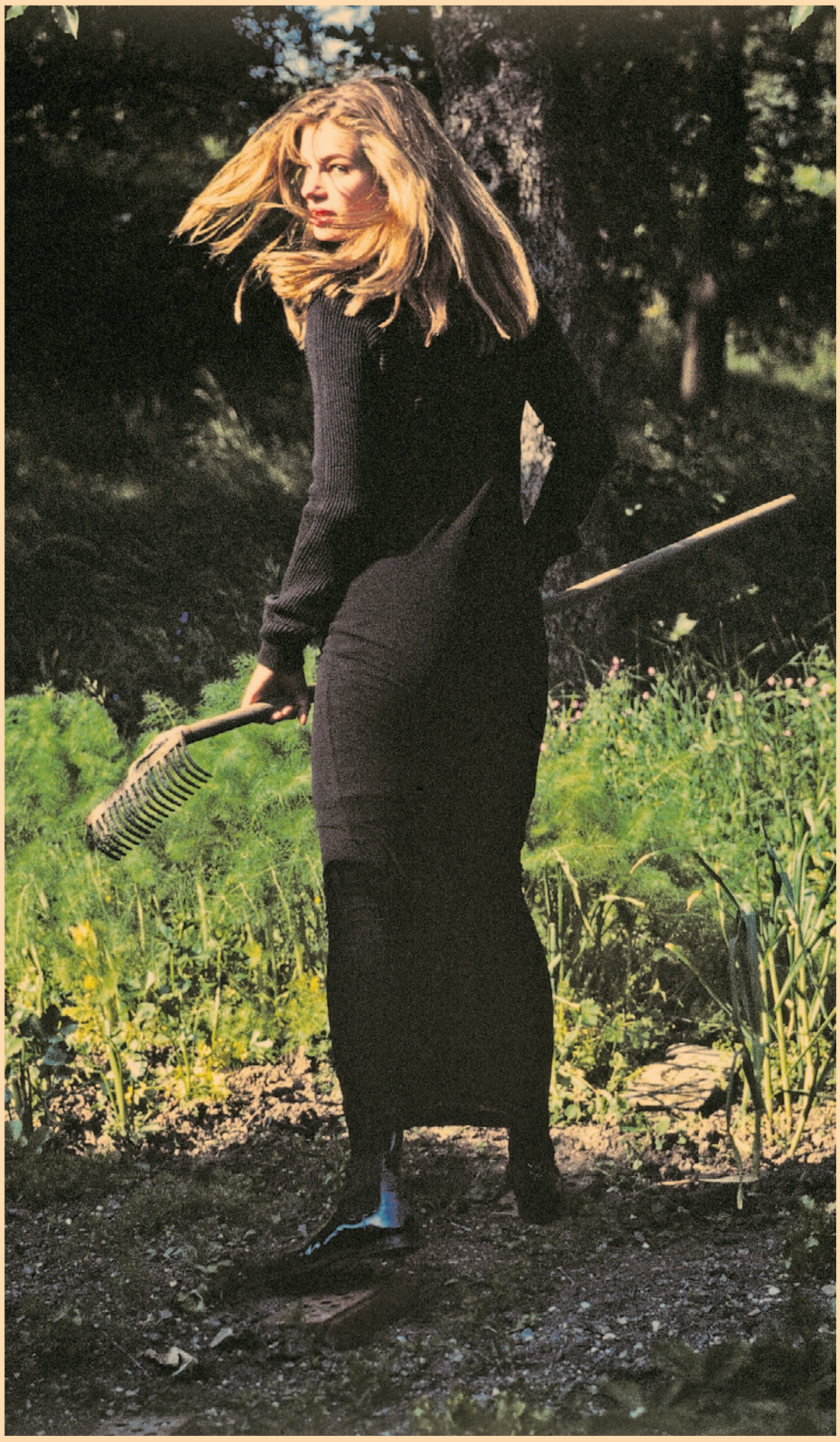
In Schweden wird immer wieder gemunkelt, der heute 70-jährige König könnte die Krone vorzeitig an seiner älteste Tochter, Kronprinzessin Viktoria, abgeben. Ihre Hochzeit löste 2010 bei vielen Schweden ebenfalls noch einmal ein kurzes Aufwallen monarchischer Euphorie aus. Niemand weiß jedoch, ob die Thronerbin als Königin noch an den überkommenen Traditionen festhalten wird.

Wird sie ein eigenes Regierungsmotto wählen? Und wenn ja, wird es dann den Menschen noch ähnlich geläufig sein wie das ihres Vaters, das sie in der Geldbörse bei sich tragen? Die Chancen dafür stehen schlecht: Immerhin wird in Schweden in gewissen Abständen wiederholt die völlige Abschaffung von Bargeld erwogen.

Wie wenig Nachdenkzeit angehende Spitzenpolitiker haben

Plötzlich Minister

In den neuralgischen Minuten, wenn es darum geht, die Spitzenposten im Staat neu zu besetzen, muss es oft schnell gehen. Allerhöchstens eine Nacht bekommen die meisten angehenden Minister und Staatssekretäre Bedenkzeit, um zu- oder abzusagen. In den Sekunden der Freude und des Haderns geht so manches schief.



Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer im Garten ihrer Mutter, 1989.

Katharina Mittelstaedt

Es war das Wochenende nach dem Anruf von Thomas Klestil, das bis heute eines der einsamsten seines Lebens geblieben sei. „Ich war so zerrissen und konnte mit niemandem sprechen. Meine Eltern waren beide tot, Freundin hatte ich keine, ich hab schon viele Leute gekannt, aber richtige Freunde waren das nicht“, erinnert sich Heinrich Neisser. Er spricht vom Jahr 1969. Ein Donnerstag im Frühjahr. Neisser saß in seinem Büro, er war damals Kabinettsmitarbeiter im Büro von Kanzler Josef Klaus. Da läutete das Telefon. Am Apparat: der spätere Bundespräsident Klestil, damals Sekretär von Klaus. „Du sollst Staatssekretär werden“, sei er damals gleich mit der Tür ins Haus gefallen. „Sag uns bitte bis in einer Stunde Bescheid, ob du es machst.“

Der Kanzler wird ungeduldig

Völlig verdattert sei er gewesen, erzählt Neisser heute. Er habe nicht „den Funken eines Schimmers“ gehabt, dass das passieren könnte. Nach zwanzig Minuten kam dann der nächste Anruf: „Klaus wird ungeduldig!“ „Tommi“, habe Neisser daraufhin gesagt. „Was soll ich denn machen?“ Der antwortete: „Mach’s.“ So habe er halt zugesagt. Doch zugetraut habe Neisser sich den Job überhaupt nicht: „Die kommenden Tage saß ich in meiner Wohnung im 15. Bezirk und habe mit der Überlegung gekämpft, es doch nicht zu tun. Ich hatte weder Freude noch Ambitionen. In erster Linie war ich belastet.“

Neisser wurde Staatssekretär, später auch Minister, dann Klubobmann der ÖVP. „So schlimm wie beim ersten Mal war es danach nicht mehr“, resümiert der heute 80-Jährige die Zeit, diese Minuten oder höchstens Stunden, in denen er eine Entscheidung treffen musste, von der klar war, dass sie sein Leben verändern wird.

Erzählungen dieser Art sind nicht ungewöhnlich. So werden in Österreich die höchsten politischen Ämter besetzt. Minister und Staatssekretäre sind zumeist nicht jene, die sich in dem Aufgabengebiet besonders gut auskennen und sorgsam ausgewählt wurden. Die Selektion ist von parteipolitischen Zwängen getrieben. Damit am Ende alle Bünde, Kammern und die neun Landesorganisationen beider Parteien befriedet sind, werden Ressorts und Namen am Verhandlungstisch im Minutentakt verschoben. Und konnten sich die Spitzenfunktionäre zumindest vorläufig auf einen Kandidaten einigen, muss es schnell gehen. Will der jetzt oder nicht? Man möchte schließlich alsbald ein Team präsentieren.

Wenn kurz alles möglich ist

Eine dieser neuralgischen Minuten, in der gerade alles möglich ist, war jene, kurz bevor der heutige Landwirtschaftsminister Andrä Rupprechter seinen Anruf bekam. Dezember 2013, ein paar Tage vor Weihnachten. Der damalige Wissenschaftsminister Karl-Heinz Töchterle wurde gerade abgesägt. Im ÖVP-Parteivorstand verständigte man sich darauf, den Kärntner Politiker und Unternehmer Werner Wutscher das Agrarressort zuzuteilen. Da soll Tirols Landeshauptmann Günther Platter auf den Tisch gehauen und eine Unterbrechung gefordert haben. Er zog sich dann mit Parteichef Michael Spindelegger zurück. Ohne Töchterle hätte es zu diesem Zeitpunkt keinen Tiroler in der Regierung gegeben.

Kurz darauf kehrten beide zurück. „Wenn du mir in ein paar Minuten einen willigen Tiroler nennen kannst, können wir darüber reden“, soll Spindelegger dem Landeschef angeboten haben. Schon klingelte das Handy des gebürtigen Brandenbergers Rupprechter, der gerade in Brüssel seine Kinder hütete. Fünf Minuten hatte er Zeit, um den Ministerposten anzunehmen.

Handy im Lautlosmodus

Muna Duzdar, seit Mai Staatssekretärin für Diversität, Öffentlichen Dienst und Digitalisierung, hatte ihr Handy gerade im Lautlosmodus, als der Kanzler anrief. „Ich war im Wald spazieren, da sehe ich, dass ich eine SMS bekommen habe“, erzählt sie. Inhalt: „Bitte um Rückruf. Christian Kern.“ Duzdar habe bis zu diesem Zeitpunkt nicht die leiseste Ahnung gehabt, dass sie für ein Regierungsamt infrage kommen könnte. „Ich hab dann natürlich sofort zurückgerufen und wir haben ein Treffen für den nächsten Tag vereinbart.“ Die Stunden dazwischen seien schleppend vergangen. „Geschlafen habe ich kaum“, sagt Duzdar. Am Morgen darauf kam das Angebot. Sie sagte sofort zu. „Dann ging es los mit den Anrufen. Jeder, der jemals meine Handynummer hatte, hat versucht, mich zu erreichen.“

Zwar abgehoben, aber zuerst einen Scherzanruf vermutet, hatte die ehemalige Gesundheitsministerin Andrea Kdolsky. Im Jahr 2007 wurde die Ärztin früh morgens vom damaligen ÖVP-Chef Wilhelm Molterer kontaktiert – sie hat dessen Stimme aber nicht gleich erkannt. Ob sie Ministerin werden wolle, fragte er sie. „Welche Ministerin?“, fragte sie ungläubig zurück. Gut zwei Stunden später wurde Kdolsky bereits vor Medienvertretern als neue Chefin des Gesundheitsressorts präsentiert.

Der ehemalige österreichische Kanzler Fred Sinowatz formulierte es einst so: „Es gibt keine Qualifikation für einen Minister. Jeder kann Minister werden.“ Manchmal ist es aber trotzdem gar nicht so einfach, die Spitzenposten im Staat zu besetzen. Aus dem Jahr 2000 ist überliefert, dass Wolfgang Schüssel ganze elf Absagen bekam, bevor sich schließlich der Rechnungshofbeamte Alfred Finz bereiterklärte, im schwarz-blauen Team den Staatssekretär zu machen.

Namensverwechslung

Auch gar nicht selten, man will es kaum glauben, werden in der Hektik Namen verwechselt. So wäre schon mehrfach fast der Falsche Minister geworden. Oberösterreichs damaliger Landeshauptmann Josef Ratzenböck hat seinem ÖVP-Chef Alois Mock im Jahr 1997 zum Beispiel den Landesschulratspräsidenten Eckmayer als Unterrichtsminister vorgeschlagen. Mock versteht Ettmayer. Der Linzer ÖVP-Mann Wendelin Ettmayer ist daraufhin voller Vorfreude und geriert sich in Zeitungen als Minister in spe. Dann wird das Missverständnis aufgelöst. Schlussendlich bekam keiner der beiden den Posten.

„Solche anekdotischen Dinge passieren immer wieder. Das sind Betriebsunfälle, die letztlich daran liegen, dass Personalentscheidungen immer in Kürze getroffen werden“, sagte Ex-Vizekanzler Erhard Busek in einem Interview. Neisser hat auch noch eine weitere Geschichte parat: Im Jahr 1975 fuhr er mit dem Zug nach Niederösterreich, um seinen Bruder zu besuchen. Kaum ausgestiegen, gratuliert ihm der zur neuen Funktion als ÖVP-Wehrsprecher. „Im Zug konnte mich niemand erreichen. Mein Bruder hat das im Fernsehen erfahren – vor mir.“

Eine Vater-Sohn-Zeitgeschichte und eine österreichisch-nigerianische Zeitverschiebung

Erwachsen werden mit der Politik

Als wäre es gestern gewesen: Markante Ereignisse im persönlichen Erleben und in der Zeitgeschichte prägen die Erinnerung – und die Zeit vergeht unterschiedlich schnell, wenn man sie aus unterschiedlichen Perspektiven erlebt.

Conrad Seidl

Als mein Vater so alt war wie ich jetzt, war er schon zwei Jahre in Pension. Ich habe das kürzlich meiner Frau gesagt, und die hat spontan geantwortet: „Der war aber auch älter."

Das stimmt natürlich aus damaliger Perspektive: Wir waren 1981 Anfang 20, da hält man einen 56 Jahre alten Mann für relativ alt.

Es stimmt aber wohl auch objektiv: Wer wie mein Vater 1925 geboren wurde, der war 13, als Hitler gekommen ist, wurde mit 18 zur Wehrmacht eingezogen, kam – wenn er das Glück hatte, einem zweifelhaften Heldentod und der Kriegsgefangenschaft zu entgehen – als 20-jähriger Veteran in ein kriegszerstörtes Land. Wirkte nach Kräften an dessen Wiederaufbau mit, zunächst noch mit 50-Stunden-Arbeitswochen, dann sank die Arbeitszeit auf 48 Stunden, später auf 43, und erst 1975 war die 40-Stunden-Woche allgemein eingeführt.

Da alterte man rascher. Verging die Zeit dadurch rascher?

Jedenfalls: Da war nicht viel zu erinnern an eine „gute alte Zeit" – obwohl der Vater viele gute Erinnerungen mit uns Kindern zu teilen wusste. Wenn man altert, stimmt die Erinnerung ja milde. Und die guten Erinnerungen betrafen selten die Jugendjahre. Wie denn auch?

Der Körper, der erinnert sich aber an die schlechten Zeiten. An Mangelernährung in der Kindheit zum Beispiel. In den 1960er-Jahren hatte mein Vater bereits einen Zahnersatz – „dritte Zähne" hat man das genannt. „Wer es kennt, nimmt Kukident" war um 1965 ein gängiger Werbeslogan. Es war ein Generationenphänomen, Menschen ab 40 hatten einfach ein lückenhaftes Gebiss, ziemlich unabhängig von der sozialen Stellung, die sie sich erarbeitet hatten.

Und der Vater, immerhin ein höherer Landesbeamter, bildete da keine Ausnahme. So gesehen muss er mir schon „alt" erschienen sein, als ich in der Volksschule war – also in jenem Alter, in dem man so etwas wie einen Zeitbegriff bekommt: Wir Kinder waren jung, ein 18-jähriger Vetter kam uns schon alt vor. Erwachsen. Erwachsene, das sind die, die miteinander per Sie verkehren. Vater und Mutter waren sehr alt – selbst in ihrem Freundeskreis waren die Erwachsenen meist per Sie,

Und erst die Großeltern! Die waren gerade etwas über 60, aber eigentlich schon Greise. Als Volksschüler lernt man das mit Zahlen zu belegen, lernt Maß zu nehmen: Menschen im siebenten Lebensjahrzehnt, so war die Beobachtung, die wir Kinder machten, sind schon sehr alt und sehr gebrechlich.

Oma und Opa erzählten auch, „was ihr euch nicht vorstellen könnt: was richtiger Hunger ist, wie das ist, wenn man tagelang nichts zu essen bekommt". Konnten wir uns tatsächlich nicht vorstellen, wollten es uns nicht vorstellen können. Wollten es nicht erleben, und haben es, Gott sei Dank, auch nicht erlebt.

Wir waren ja Kinder der Sechzigerjahre, wir hatten ein Leben vor uns. Das Jahr 2000 – weit weg, irgendwo in einer utopischen Zukunft mit Raketenautos und Marskolonien. Da würde ich 42 Jahre alt sein, rechnete ich mir aus – also älter als mein Vater zu dem Zeitpunkt war, zu dem ich eine Vorstellung von Zeit bekommen habe.

Ich eines Tages 42 Jahre alt?

So weit reichte meine Vorstellung nicht. Dauerte ein Jahr doch schon so lang! Strukturiert durch Schulbeginn, Weihnachtsferien, Osterferien, Zeugnisverteilung und lange Ferien. Ein Jahr. Ein Siebentel der Lebenszeit eines Siebenjährigen. Heute: ein Achtundfünfzigstel der Lebenszeit eines Achtundfünfzigjährigen. Kein Wunder, dass einem die Jahre jetzt so kurz vorkommen!

Damals hat sich auch so wenig getan! In die kindliche Wahrnehmung sind als markante Ereignisse gedrungen, dass die Kennedys erschossen worden sind – nach beiden Attentaten waren die Eltern erkennbar traurig, Hoffnungen auf Weltfrieden weg. Niederschlagung des Prager Frühlings und Mondlandung. Und ein Bundeskanzler namens Josef Klaus.

Dann der 1. März 1970, der unvergessliche Wahlsieg Bruno Kreiskys. Plötzlich wurde die Politik interessant, Gesetze und Gesellschaft änderten sich rasch. Man konnte zuschauen, konnte dabei sein. Es änderte sich der Zeitgeist, es änderte sich aber auch das persönliche Zeitgefühl. Erwachsenwerden, indem man Interesse für Politik und Wirtschaft entwickelt.

Ich weiß mich noch – tatsächlich „wie gestern" – an meinen ersten Besuch im Parlament zu erinnern. Im Juli 1972 war das, die ÖVP hatte wegen des Baus der Uno-City eine Sondersitzung mit dringlicher Anfrage einberufen. Kanzler Kreisky, der damals noch recht jung wirkte, antwortete grantig und langatmig. Und die Zweite Republik war ja auch noch relativ jung – 27 Jahre, das ist der gleiche Zeitraum, der seit dem Fall der Berliner Mauer vergangen ist.

Immer wieder erwische ich mich dabei, solche Vergleiche zu ziehen. Oder dabei, dass ich auf der Zeitachse wie mit einem Zirkel abschlage: Da spielt das Radio 40 Jahre alte Lieder von Bob Dylan, und sie wirken passend. Hätte man damals in den 1970er-Jahren 40 Jahr alte Musik im Radio gespielt, hätte die jemand hören wollen, hätte die aktuell gewirkt?

Oder vorwärtsschauend: sieben Jahre noch bis zum Regelpensionsalter. Und zurück: Was war vor sieben Jahren? Da ist der Vater gestorben. Ich denke oft an ihn.

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, 1997.

Ada und die Unpünktlichkeit

Wie der Umgang mit der Zeit zwischen einer jungen Nigerianerin und ihren Paten stand – African Time als Erklärungsversuch

Irene Brickner

Rückblickend muss ich sagen, es war der Umgang mit der Zeit, der Ada und uns auseinanderbrachte. Nicht ganz, aber ein ordentliches Stück. Was blieb, war Sympathie; selten, aber doch besuchen wir einander – meist kommt sie, heute 24 Jahre alt, mit ihrem kleinen Sohn zu uns. Auch kann sie jetzt manchmal immer noch unsere Hilfe brauchen.

Aber nicht mehr in dem Bereich, in dem wir uns privat, als sogenannte Paten, am meisten um Ada bemüht hatten: in dem Versuch, ihr, einer als unbegleitete Minderjährige nach Österreich gekommenen Nigerianerin, eine Ausbildung zu ermöglichen. Das ging schief – und auch Behördentermine, zu denen wir sie begleiten wollten, scheiterten. War der Termin um zehn Uhr, kam sie um halb zwölf. Am Ende bestellten wir sie mindestens zwei Stunden vor dem wichtigen Zeitpunkt. Das klappte einigermaßen.

Nun fehlt es Ada keineswegs an Intelligenz. Den Hauptschulabschluss schaffte sie und eignete sich das dazu notwendige Deutsch recht mühelos an. Auch zeigte sie klare Präferenzen für einen bestimmten Lehrberuf. Wir vermittelten ihr – sie war damals 18 – einen Platz in einer Fachschule.

Das freute sie, ja, es schien sie fast zu begeistern. Doch nur zwei Wochen nach Schulbeginn rief uns der Direktor an. Ada komme immer ein, zwei Stunden zu spät in den Unterricht und verlasse diesen nach zwei, drei Stunden einfach wieder. Von uns darauf angesprochen, reagierte sie mit einer Mischung aus Überraschung und Dreistigkeit. Sie sei doch ohnehin jeden Tag in die Schule gegangen! Gegenteiliges zu behaupten sei eine Lüge! Auch habe sie anderes zu tun, als nur in der Schule zu sitzen …

Um es abzukürzen: Appelle, Sanktionsankündigungen, die Aussicht, bei gleichbleibendem Verhalten die Schule wieder verlassen zu müssen – nichts half. Sie wurde verwiesen, Lehrberuf ade.

Wir konsultierten eine Bekannte, die jahrelang in Nigeria gelebt hat. Adas Verhalten hänge womöglich mit traumatischen Erlebnissen zusammen, sagte sie. Aber: „Es hat vielleicht auch mit African Time zu tun".

African Time – darunter wird ein angeblich afrikatypischer Umgang mit der Zeit verstanden. Statt sich, wie wir im Westen, einem getakteten Tagesablauf zu unterwerfen, gehe man es in Afrika sowie in der Karibik entspannter an, meinen Apologeten. Falsch, entgegnen Kritiker, es handle sich vielmehr um chronische Unpünktlichkeit aus freiwilligen sowie aus widrigen Umständen geschuldeten Gründen. Meist sind die Einwände mit Sorge um die Wirtschaft verbunden: African Time erschwere die Entwicklung.

Nur bedingt pünktlich

Nun lassen Schilderungen aus – sagen wir – der nigerianischen Hauptstadt Lagos das Argument der widrigen Umstände plausibel klingen. Stundenlange Stromausfälle, unzureichende öffentliche Verkehrsmittel, Staatsbeamte und Lehrer, die wegen existenznotwendiger Nebenjobs in ihrem Stammberuf nur sehr bedingt zur Verfügung stehen, dürften Pünktlichkeit ziemlich erschweren. Auch ist, um wiederum traditionelle afrikanische Gesellschaften anzusprechen, unter Ethnologen unumstritten, dass dort eher ein bäuerlicher, zyklischer Zeitbegriff herrscht statt des durch die Industrialisierung bedingten linearen.

Aber ein eigenes Zeitgefühl für einen ganzen Kontinent? Das erscheint nun doch vermessen. Tatsächlich spalten Fragen der Zeitnutzung ja auch andere Regionen. Man denke etwa an das westeuropäische Balkan-Bild. Wenig hilfreich ist das Konzept einer African Time letztlich aber auch für Ada, die nun ohne Ausbildung dasteht. Was sie angeht, so denke ich, uns und allen anderen fehlte bisher schlicht die Überzeugungskraft, um sie von dieser elenden Unpünktlichkeit abzubringen.

Wie Kinder lernen, dass es so etwas wie Zeit gibt – Warum in einem steirischen Pflegeheim die Zeit zurückgedreht wird – Was es heißt, zu wissen, dass einem nur noch ganz wenig Zeit zum Leben bleibt

Noch zweimal schlafen bis übermorgen

Wie die Zeit in den Kinderkopf kommt

Gudrun Springer

Stella erzählt, dass sie gestern mit ihrer Oma im Freibad war. Es hatte zehn Grad. Flunkert die Dreijährige? „Stella sagt ‚gestern' bei allem, was in der Vergangenheit liegt. Ob es eine Stunde oder ein halbes Jahr her ist", erklärt die Mutter des Mädchens. Ähnlich vereinfacht spricht Stella von der Zukunft: Alles, was noch vor ihr liegt, ist „am Nachmittag". Etwa auch das Schlafengehen nach dem Abendessen. Differenziertere Zeitangaben kennt sie noch nicht.

Mit ihrem aktuellen Wissensstand passt Stella genau in ein Schema, das Hartmut Kasten dargestellt hat. Dem deutschen Entwicklungspsychologen und Frühpädagogen zufolge sind Kinder bis zu Beginn des zweiten Lebensjahres ganz im Hier und Jetzt, und ihre Sprache ist darauf begrenzt, was sie um sich wahrnehmen.

Erst nach und nach lernen Kinder, zwischen gerade andauernden Vorgängen und schon abgeschlossenen zu differenzieren. Ein Vordenker, der die Entwicklung des Zeitverständnisses von Kindern schon in den Siebzigern untersuchte, war Entwicklungspsychologe Jean Piaget. Kasten zufolge können Kinder etwa zu Beginn des fünften Lebensjahres Wörter wie „vorher" und „danach" richtig verwenden.

Das Losgelöstsein von der eingeteilten Zeit gibt Heranwachsenden die Fähigkeit, im Hier und Jetzt aufzugehen. „Kinder leben eigentlich ihren Rhythmus, aber in dem Moment, wo sie die Uhr lernen und in die Schule müssen, werden sie davon entfremdet", kritisierte Karlheinz A. Geißler, Zeitforscher und emeritierter Professor für Wirtschaftspädagogik, einmal in einem *Berliner Zeitung*-Interview. Entwicklungspsychologe Kasten beschreibt es so, dass sich mit dem Kindergartenbesuch das vollständige Eingebundensein von Kleinkindern ins Hier und Jetzt lockert, da sie dann durch den Tagesablauf immer wieder herausgerissen werden – etwa durch gemeinsame Mahlzeiten.

Zeitforscher Geißler zufolge ist das Wort „Zeit" neben „Mama" das am häufigsten verwendete Substantiv der deutschen Alltagssprache. Lena, regelmäßige Kindergartenbesucherin, kann bereits etwas mit dem Begriff anfangen. Die bald Vierjährige sagt: „Zeit ist, dass die Sonne sich in die Erde dreht" Dieser Vorgang dauere „urlange": „Man muss sehr lange warten." Lena behauptet von sich, dass sie gern warte, da sie wolle, dass es noch länger dauert. „Es ist eigentlich immer wieder so schnell", erklärt Lena. Warum? Wofür hat sie denn nicht genug Zeit? „Zum Spielen mit meinen Freunden."

Foto: APA / dpa / Patrick Pleul

„Zeit" ist neben „Mama" laut Zeitforscher Karlheinz A. Geißler das am häufigsten verwendete Substantiv der deutschen Alltagssprache.

Abstraktes Denken lernen

Je abstrakter eine Frage oder ein Thema, desto weniger können Kinder damit anfangen. „Kinder sind in etwa ab zehn Jahren dazu fähig, abstrakt zu denken", sagt Eva Zoller Morf. Sie ist Leiterin der Schweizerischen Dokumentationsstelle für Kinder- und Alltagsphilosophie (s'Käuzli) und hat Erfahrung damit, wie es ist, mit Kindern über schwer Begreifbares wie Zeit zu sprechen – beziehungsweise zu philosophieren: „Früher ist man davon ausgegangen, dass Erwachsene alles wissen und es den Kindern beibringen müssen. Beim Philosophieren mit Kindern geht man davon aus, dass Kinder die Möglichkeit haben, auf ihre Fragen eigene Antworten zu suchen", erklärt Zoller Morf.

Es gehe darum, Kinder zu ermutigen, Antworten zu finden, mit denen sie sich vorläufig zufriedengeben. Dabei sei wichtig, an Alltagserfahrungen anzuknüpfen. Bezüglich der Zeit könnten zum Beispiel abstrakte Vorstellungen Erwachsener Kinder kaum fesseln. „Jedoch mit der Frage, wo die Zeit sei, wenn wir wieder mal behauptet haben, wir hätten keine Zeit, dürften viele etwas anzufangen wissen", sagt Zoller Morf.

Damit der Mensch zu zeitlichen Angaben, wie Erwachsene sie machen, überhaupt fähig wird, müssen in den ersten Lebensjahren verschiedene Schaltkreise im Gehirn entstehen und sich unterschiedliche Formen der Informationsspeicherung herausbilden. So beschreibt es die US-Neurobiologin Lise Eliot im Buch *Was geht da drinnen vor?* Laut Eliot können sich kleine Kinder gut an bestimmte Fakten und Details eines Ereignisses erinnern, doch woher sie die Kenntnisse haben oder wann etwas passiert ist, wissen sie noch so gut wie nie. Das „Quellengedächtnis", wie Psychologen es nennen, ist laut Eliot nämlich eine der am langsamsten reifenden Gedächtnisformen (und im Alter wiederum eine der ersten, die nachlassen).

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer mit ihrem Sohn Ben und dessen Vater Andreas Stupperger im Landhaus ihrer Mutter, 1989.

Zeit zu gehen

Vor dem Tod kommt das Sterben. Wem die Gunst gegeben ist, der hat noch Zeit, in seinem Leben aufzuräumen und es abzuschließen. Eva hat ihren Frieden gefunden. Zwei Briefe hat sie noch geschrieben, sie werden nach ihrem Tod aufgegeben.

Michael Völker

Zuerst ist die Verzweiflung da und der Schock: Diagnose Krebs. Ein zweites Mal, nach vier Jahren der Ruhe. Die Krankheit schien schon überwunden. Dann kommt das Aufbäumen, das Nichtwahrhabenwollen. Die Hoffnung, dass es nicht so ernst ist, aber auch die Ahnung: Das Ende kommt. Ganz bestimmt. In absehbarer Zeit.

Das Hadern und die Wut. Warum gerade ich? Die Verdrängung und die Depression, der Rückzug, die Isolation, die Freunde gehen. Hilflosigkeit auf allen Seiten. Das Schweigen. Die Zeit wird knapp. Was ist aus ihr geworden?

Eva hat ihr spätes Glück gefunden. Mit 60 Jahren hat sie ein zweites Mal geheiratet, einen Seelenverwandten, wie sie sagt. Endlich angekommen, Zeit zu zweit. Ein Jahr später kam der Brustkrebs. Sie habe nicht aufgegeben, vor allem ihrem Mann zuliebe. „Ich habe wirklich gekämpft", sagt Eva. Jetzt nicht mehr. Vor einem halben Jahr kamen die Metastasen. Dann war alles klar.

Eva hat die Verzweiflung, die Angst und die Tränen hinter sich gelassen. Sie wartet auf ihr Ende. Gelassen, ruhig und friedlich.

Eva ist jetzt 66 Jahre alt. Sie sitzt in einem gemütlichen Polstersessel auf der Palliativstation der Caritas Socialis am Rennweg in Wien, sie trägt eine Haube, die ihren kahlen Kopf bedeckt, hinter der Brille funkeln wachsame, freundliche Augen. Eva freut sich über den Kaffee, den die Schwester bringt. Schwer zu glauben. Aber es ist Zeit zu gehen. Wir reden über den Tod. Vielleicht noch Wochen, vielleicht auch nur Tage. Das weiß niemand, auch Eva nicht.

Zeit hat für sie an Bedeutung verloren. Auch das Leben. „Ich klammere nicht mehr." Ein paar schöne Tage will sie noch haben, nichts Aufregendes: sitzen, ein paar Zeilen lesen, Ruhe haben. Sie genieße die Herzlichkeit, mit der ihr im Hospiz begegnet wird. „Die Gedanken sind langsam geworden", sagt sie. Fixpunkte sind die Mahlzeiten und die Besuche ihres Mannes.

„Mein Mann leidet mehr als ich", erzählt sie. Er versuche, den Starken zu spielen. „Es geht ihm nicht gut, aber er zeigt das nicht." Ihr Mann versuche, alles für sie zu machen. „Ich werde seine Unterstützung brauchen", sagt sie. Nach einer Pause: „Ich bin froh, dass er mich nicht verlassen hat."

Eva möchte noch einmal nach Hause, nur für ein paar Tage, wenn das geht. Mit ihrem Mann allein sein, mit ihm Zeit verbringen. Vielleicht einmal noch spazieren gehen. Ein Spaziergang durch die Lobau, so wie früher, als sie stundenlang gewandert sind. Aber das wird sie nicht schaffen. „Aber ich komme keine zehn Meter mehr, ich bin schwach." Es ist auch nicht wichtig. Zu nahe ist das, worauf sie sich einstellt. Zum Sterben wird sie wieder ins Hospiz kommen. Das ist ihre Perspektive, das gibt ihr Sicherheit.

Das Sterben ist Teil des Lebens, Eva nimmt das an. Danach kommt der Tod. „Ich hatte lange genug Zeit, mich darauf vorzubereiten." Keine Wehmut, keine Tränen, keine Trauer. Eva ist pragmatisch.

Sie war bereits beim Bestattungsunternehmen, hat auch ihren Mann dorthin geschleppt, wie sie sagt. Sie lacht: „Der Arme." Alles ist vorbereitet. „Ich will es auch ihm leichter machen." Sie hat Ordnung gemacht, das Leben hinter sich aufgeräumt. Nicht alles konnte sie erledigen, es bleibt auch ein Schmerz zurück, aber jetzt ist es Zeit, einen Schlussstrich zu ziehen. „Ich hoffe, dass es nicht mehr allzu lange dauert, das ist auch belastend."

Eva hat auch Briefe geschrieben. Darüber wollte sie eigentlich nicht reden. Wir kommen dennoch drauf. Gibt es etwas, das sie bereut, was sie lieber anders gemacht hätte? Was man eben fragt, wenn man einer Frau gegenübersitzt, die am Ende ihres Lebens steht. Hat sie Resümee gezogen? Sucht sie Verzeihung? Will sie verzeihen? Gehört das dazu, wenn man in seinem Leben Ordnung macht und abschließt?

Eva erzählt das ohne Wehmut. Aber mit Bedauern. Es sei kein einfaches Leben gewesen, das sie geführt hat. Sie hat viel erlebt, nicht alles sei schön gewesen. Eva kommt aus Polen, dort hat sie ihren ersten Mann kennengelernt. Mit 19 hat sie geheiratet, nach der Matura, statt zu studieren. Das war keine gute Entscheidung, sagt sie. „Ist das jetzt Thema Ihres Artikels?" Sie macht es dazu. Zwei Söhne, ein paar Jahre in Kuwait, die Trennung. Das war schmerzhaft. Zurück in Polen, konnte sie nicht mehr Fuß fassen, wanderte nach Wien aus. Die beiden Söhne ließ sie zurück. Dem folgte ein Zerwürfnis, das nie wieder gekittet werden konnte. Es gab sporadischen Kontakt mit den Söhnen, immer seltener, die Vorwürfe waren bitter. Ein paar Anläufe noch, aber keine Aussöhnung. „Ich habe damit abgeschlossen."

Fotos: Cremer

Eva hat die Verzweiflung, die Angst und die Tränen hinter sich gelassen.

Das Leben war ein ständiger Kampf. Aber das Positive überwiegt. Sie sei viel gereist, habe Sprachen gelernt, viele Menschen kennengelernt, hat schließlich einen Beruf gefunden, der ihr Freude gemacht hat: Sie war Krankenpflegerin in einem kleinen Spital in Wien. Sie hat ihren zweiten Mann gefunden. „Dann ist es richtig schön geworden." Bis die Diagnose kam.

Als sie sich auf das Sterben vorbereitet hatte, hat sie Briefe an ihre Söhne geschrieben. Viele Versuche, immer länger. Es sind dutzende Briefe geworden, Eva hat sie alle verworfen. Sie konnte nicht erklären, was passiert ist und warum. Es sind schließlich zwei kurze Briefe geworden, an jeden Sohn einen. „Ich habe sie immer in meinen Gedanken und in meinem Herzen gehabt." Ihr Mann wird die Briefe zur Post bringen, wenn sie gestorben ist.

Jetzt, beim Reden, erzählt Eva noch etwas, was sie eigentlich auch nicht erzählen wollte. Ihr Mann weiß das nicht. Sie habe sich umbringen wollen. Paradox klingt das. Aus Angst vor dem Tod. Im Krankenhaus war sie verzweifelt, die Schmerzen, die Therapien, die Behandlung durch Ärzte und Pfleger. „Ich habe nur geweint." Sie sei nicht als Mensch wahrgenommen worden. Wie eine senile und entmündigte Person. Immer schwächer sei sie geworden. „Ich wollte mich nicht quälen bis zur letzten Minute und elendiglich zugrunde gehen." Dann habe sie eine Patientenverfügung verfasst, alle Therapien abgebrochen und einen Entschluss gefasst. „Bevor sie mich hier umbringen, bringe ich mich selber um. Aber ich habe diesen Gedanken nie ausgesprochen."

Durch einen Zufall habe sie vom Hospiz der Caritas Socialis erfahren, Kontakt aufgenommen. Vor zehn Tagen ist sie aufgenommen worden. „Hier hört man mir zu, es gibt Leute, die meine Hand halten. Ich habe meine Ruhe. Aber jetzt müssen wir aufpassen, dass wir keine Werbebroschüre schreiben", sagt Eva und lacht. „Ich kann das Hospiz niemandem als Perspektive empfehlen", antworte ich, ein unbeholfener Scherz, der nicht ankommt. „Da muss ich Ihnen widersprechen", sagt Eva ernst, „ich kann das schon empfehlen." Sie winkt der Schwester auf dem Gang zu. Die Schwester winkt fröhlich zurück. Es ist unheimlich. Hier wird gestorben. Und dennoch so viel gelacht. Die Menschen sind freundlich. Nur die Angehörigen schleichen gedrückt durch die Gänge.

Eva ist ehrlich dankbar für die Aufmerksamkeit und die Wärme, die ihr hier entgegengebracht werden. So seltsam es klingen mag: Die Frau wirkt zufrieden. Sie ruht in sich. Die Angst habe sie überwunden, „ich lasse sie nicht mehr zu". Sie sei ins Reine gekommen. Mit sich, mit dem Leben, mit den anderen. „Ich weiß jetzt, was kommt." Sie wird sterben, und sie ist froh zu wissen, dass es hier sein wird. Der Tod ist kein Phänomen, sondern eine Tatsache. Er hat nichts Spektakuläres an sich, und dennoch bleibt er ein Geheimnis für diejenigen, die zurückgelassen werden.

„Alles ist unwichtig geworden", stellt Eva fest. Sie lächelt. Die Zeit hat keine Dimension mehr. „Es ist nicht leicht, die richtigen Worte zu finden, um Ihnen das zu erklären", bedauert sie. „Was ist schon Zeit? Aber das ist jetzt Ihr Problem." Das Gespräch hat sie sehr gefreut, sie bedankt sich. „Vielleicht geht es sich noch aus, dass ich Ihren Artikel lese." Nicht dass das wichtig wäre.

Zurück in die Vergangenheit

Ein Pflegeheim in Kindberg wird zum Retrokino

Andreas Hagenauer
Oona Kroisleitner

Kurz vor dem Schluss tänzelt Georges Dimou in seinem weißen Pilotenanzug mit Goldstickereien in eine asiatisch dekorierte Bar. Der Schauspieler und Schwerenöter singt von einer „unsagbar schönen" Frau. Beim Refrain steigt das Publikum mit ein. Auf den Gesichtern der älteren Männer und Frauen flackern Lächeln auf.

Kurz vor dem Beginn ist es still. Manchmal hört man fast, wie die Zeit vergeht. In der Cafeteria zwitschern zwei bunte Wellensittiche, die Kaffeemaschine tropft, und im Raum nebenan werden Stühle zusammengerückt. Die Tische sind sauber, Blumengestecke stehen in der Mitte. Das Pensionisten- und Pflegeheim in der steirischen Gemeinde Kindberg ist vorzeigenswert, fast schon ein wenig steril.

„Wir gehen jetzt ins Kino", ruft Karl Pötsch und schiebt sich in seinem Rollstuhl durch die Halle. Der 59-Jährige lacht. Er ist aufgeregt. Hinter ihm strömen immer mehr Pflegeheimbewohner durch den Gang. Es zieht sich: Gehhilfen klappern und Rollen quietschen. Vor dem Gemeinschaftsraum bildet sich eine Schlange. Manche plaudern über das Mittagessen, andere über die Eröffnung der Kindergruppe in der nächsten Woche. Pötsch hält seine Eintrittkarte parat. Eine Pflegerin beruhigt ihn. Für die meisten könnte die Zeit jetzt ein bisschen schneller vergehen.

„Wir wollen das Erlebnis so authentisch wie möglich gestalten", sagt Heimleiterin Franziska Köck. Der Raum hinter der noch immer verschlossenen Türe soll alle „an ein richtig altes Kino erinnern". Drei mit rotem Samt bezogene typische Klappstuhlreihen haben in dem bereits abgedunkelten Raum ein neues Zuhause gefunden – Köck hat sie aus einem aufgelassenen Kino. Es ist Dienstag, 14 Uhr. Wie jede Woche dreht sich in dem Zimmer die Zeit zurück und der Raum wird zum Kino.

An den Wänden hängen Poster von Filmklassikern. Marilyn Monroe lächelt von der einen Seite, Humphrey Bogart schaut streng auf der anderen: *Manche mögen's heiß* und *Sirocco* steht unter ihren Abbildern. Getrennt werden die Plakate von einer Leinwand, die von einen roten Vorhang verhüllt wird. Im hinteren Teil des Raums ploppt Popcorn, die Retromaschine war ein Geschenk. Duftöle sorgen für einen besonderen Geruch. Dieser ist gewünscht. Eine Kinobesucherin sagte Köck, als das Kino eröffnete, es würde zwar alles visuell an ihre früheren Kinozeiten erinnern, allerdings würde es anders riechen. „Damals wurde irgendein Putzmittel versprüht, das sicher hochgiftig war", sagt Köck.

„Die Gerüche prägen uns sehr stark", sagt Germain Weber, Entwicklungspsychologe und Dekan an der Fakultät für Psychologie an der Uni Wien. „Diese Wahrnehmungen bleiben uns am längsten erhalten." Durch Projekte wie dieses würde das soziale Wohlbefinden gesteigert, erklärt Weber. In einem modernen Kinosaal würden viele der älteren Generation „wenig Anschluss finden". Ein solches altes Kino unterstütze Erinnerungen an die prägenden Identitätsjahre. Also an eine Zeit, in der man alleine ins Kino gegangen ist, an jene, als man sich von seiner Kindheit und den Eltern gelöst habe und auch „das erste Mal in einem Film für über 18 war". Wichtig sei jedoch, dass die jüngere Generation „nicht zu sehr zu Animateuren und es nicht zur Folklore wird".

Wenn man Menschen fragt, was ihnen wichtig sei, würden Kinder und junge Erwachsene in die Zukunft blicken, wie das Leben weitergeht, sagt Weber. „Als ältere Personen werden wir uns unserer Endlichkeit bewusst." Das Wichtige liege dann nicht mehr vor einem, sondern in der Vergangenheit. Das bereits Erlebte und die Erinnerungen daran würden dann Wohlbefinden bringen.

Pötsch wirkt noch immer aufgeregt. Er hat an diesem Tag eine spezielle Aufgabe. In seiner Hand liegt ein Gerät, er drückt auf den Knopf und klingelt: Einlass. Vor der Tür kontrolliert eine Pflegerin die Eintrittskarten. Köck lächelt: „Unsere Bewohner müssen sich selbstständig an den Vortagen um die Karten kümmern." Im Heim hängt jeden Monat ein Spielplan aus, am Empfang gibt es die Karten. Der Andrang ist groß. In dem Alltagstrott des Pflegeheims soll der „Kartenkauf" die Bewohner fit halten. „Es ist wichtig, Selbstverantwortung zu generieren", betont Weber: „In der Pflege muss man aufpassen, dass Personen nicht in eine Regression fallen." Man müsse sie unterstützen, den Menschen aber gleichzeitig Raum geben und nicht zu früh eingreifen.

Popcorn und Cola gehören zum Kino. Heute wie damals.

Foto: Oona Kroisleitner

Auf dem Tisch neben der Popcornmaschine befindet sich ein roter Alarmknopf für medizinische Notfälle. Jeder findet seinen Platz. Die letzte Reihe bilden Rollstühle, Pötsch bleibt neben der Popcornmaschine sitzen. In der Woche zuvor lief *Tschitti Tschitti Bäng Bäng*, „da standen die Räder richtig in der Luft", erzählt Pötsch. Der Steirer bevorzugt Liebesfilme. „Das mögen die meisten, weil sie auch an ihr erstes Verliebtsein erinnert werden", sagt Köck. Gut gehen auch Heimatfilme. Actionfilme seien oft zu aufregend. Die Streifen, die gezeigt werden, sind aus den späten Fünfzigern oder den Sechzigern. Davor läuft eine Werbung aus derselben Zeitspanne.

Im Saal haben die Bewohner bereits Platz genommen. Die erste Reihe ist voll. Zwei Pflegerinnen verteilen Popcorn in Pappbechern und Softdrinks. Beim Vorspann zu Franz Antels *Rote Lippen soll man küssen – Die ganze Welt ist himmelblau* aus dem Jahr 1964 singen manche mit. Eine Frau in der ersten Reihe lächelt. Die Pflegerin läuft hektisch durch die Reihen, weil sie vergessen hatte, das Popcorn zu salzen. Jetzt lächeln noch einige mehr. Nach der Titelmelodie wird es ruhiger. Popcorn fällt auf den Boden. Der Film beginnt.

Was gegen den Jetlag hilft, und warum manche die Midlife-Crisis packt

Wenn die Zeit überdreht

Tag und Nacht sind fixe Größen im Biorhythmus des Menschen. Eine Flugreise bringt den Stoffwechsel durcheinander. Deshalb: Bei kurzen Reisen erst gar nicht die Uhr umstellen, empfehlen Vielflieger.

Bernadette Redl

Es ist 15 Uhr, Christin geht gerade ins Bett. Ihren Wecker stellt sie sich für Mitternacht, dann beginnt ihr Tag. Christin ist fiktiv, doch ihr Problem ist real und macht vielen Menschen zu schaffen: Jetlag. Er bringt den Körper aus dem Konzept und unsere Biorhythmen, die ansonsten wie ein gut eingespieltes Team zusammenarbeiten, durcheinander. Neben Müdigkeit und Erschöpfung können Stimmungsschwankungen, Kopfschmerzen, Schwindel, Störungen der Verdauung und des Menstruationszyklus, Hunger, Probleme mit Blutdruck oder dem Harn- und Stuhldrang die Folge sein, weil die innere Uhr und der äußere Tagesrhythmus nicht mehr zusammenpassen.

Um das Durcheinander im Körper zu vermeiden, hat Christin sich für ihren fünftägigen Trip nach New York etwas vorgenommen: In der Zeit ihrer Heimatstadt Wien weiterzuleben. Frühstück gibt es also um ein Uhr nachts, Mittagessen um acht Uhr morgens, Abendessen um 14 Uhr.

„Wenn jemand nur für ein paar Tage in die USA oder nach Asien fliegt, kann er sich gar nicht auf die Zeit im Zielland umstellen", sagt Reisemedizinerin Ursula Hollenstein vom Institut Traveldoc. „Wenn der Tagesablauf es erlaubt, ist es eine gute Idee, im alten Rhythmus zu bleiben, weil man dann in den wachen Phasen viel fitter ist."

Auch Arianna Huffington, Journalistin und Mitbegründerin der *Huffington Post,* beschäftigt sich in ihrem neuen Buch *Die Schlafrevolution* mit dieser Idee. Reisende fühlen sich immer dazu gezwungen, sich an die Zeit im Zielland anzupassen, dabei sei das nicht immer eine gute Idee – besser sei, so zu tun, als hätte die Reise nie stattgefunden, so die Empfehlung.

Wer nicht in der alten Zeitzone bleiben kann, weil Meetings oder andere Termine anstehen, kann schon vor Reiseantritt die neue Zeitzone trainieren. Wer in den Westen fliegt, bleibt abends länger wach und steht morgens früher auf, genau umgekehrt machen es Ostreisende.

Foto: iStockphoto / Kyoungil Jeon

In den Westen fliegen ist nicht schwer, in den Osten dagegen sehr: Durch Diäten, die richtige Abflugzeit und das Unterlassen von Zeitvergleichen lassen sich Jetlag-Symptome mildern.

Neben angepassten Schlafenszeiten kann Studien zufolge auch die genau geplante Nahrungszufuhr Jetlag-Geplagten vieles erleichtern. Wissenschafter des Beth Israel Deaconess Medical Centers in Boston empfehlen, während und vor einer Flugreise – insgesamt mindestens 16 Stunden – zu fasten. Dadurch gelinge es dem Körper, sich schneller an einen neuen Rhythmus zu gewöhnen. Auch verschiedene Diäten, etwa jene, die Essenszeiten schon einige Tage vor der Abreise wie im Zielland einzuhalten, sollen Jetlag-Symptome drastisch reduzieren. Außerdem hilft die kluge Auswahl des Speiseplans: Wer im Flugzeug schlafen will, sollte Kohlenhydrate essen, wer wach bleiben will, greift besser zu eiweißhaltigen Lebensmitteln.

Für längere Reisen gilt generell: Auch wenn der Körper nicht dazu bereit ist, sollten Reisende den neuen Rhythmus akzeptieren. „Wer um drei Uhr früh längst wach liegt, sollte dennoch noch im Bett bleiben", rät Hollenstein.

Reisen in den Westen sind dabei weit besser verträglich als jene in den Osten. Wer wie Christin von Wien nach New York fliegt, muss ein paar Stunden länger durchhalten, bis auch in den USA Schlafenszeit ist. Ratsam ist daher, Flüge zu buchen, die am späten Nachmittag das Zielland erreichen – bis zum Abend ist es dann nicht mehr lang. Umgekehrt muss, wer in den Osten fliegt, schon ins Bett gehen, obwohl das Aufstehen noch nicht lange her ist, „das fällt den Menschen schwer", sagt Hollenstein. „Obwohl das natürlich individuell verschieden ist, gilt als grobe Faustregel, dass der Körper pro Zeitzone etwa einen Tag braucht, um sich umzustellen."

Wer die Uhr schon beim Start der Reise auf die Zeit im Zielland umstellt, weiß nicht nur, wie lange es noch bis zur Landung dauert, sondern erleichtert sich auch die Umstellung im Kopf. Denn wer nicht ständig an die Zeit im Ausgangsland denkt, kann mit dem Jetlag besser umgehen. „Psychologisch kann das auch beim Übertauchen von Müdigkeitsschüben helfen", sagt Hollenstein.

Um nicht in ein Schlafentzungskoma zu fallen, rät Huffington allen Flugreisenden, ausreichend Zeit fürs Schlafen einzuplanen, „selbst wenn der Trip dann einen Tag länger dauert".

Zudem heißt es realistisch bleiben: Wer glaubt im Flugzeug schlafen und ausgeruht am Zielort in den Tag starten zu können, hat wohl vergessen, wie oft Schlafpläne von schreienden Babys, Turbulenzen oder lauten Ansagen sabotiert werden.

Die Sache mit dem Porsche und andere Krisen

Nicht nur ein Klischee: Wenn die Hälfte der Lebenszeit erreicht oder gar überschritten ist, machen Menschen die seltsamsten Dinge

Petra Stuiber

Eine der komischsten und zugleich berührendsten Szenen in der schon leicht überwuzelten Hollywood-Schmonzette *Moonstruck (Mondsüchtig)* ist jene, in der die elegant ergraute Olympia Dukakis allein in ihr Lieblingsrestaurant geht, voll Bitterkeit im Herzen ob der Untreue ihres ebenfalls nicht mehr taufrischen Gemahls. Dort trifft sie auf einen distinguierten Herrn im „besten Alter", den seine deutlich jüngere Freundin erstens mit einem Glas Rotwein begießt und ihm zweitens den Weisel gibt.

Frau Dukakis fragt den verlassenen Liebhaber, warum sich Männer so oft junge Geliebte zulegen. Und er antwortet: „Weil wir Angst vor dem Tod haben."

Als *Mondsüchtig* 1987 ins Kino kam, konnte weder Mann noch Frau mit der beschriebenen Szene etwas anfangen. Nun, fast dreißig Jahre später, wird plötzlich alles klar: Hier ist von der heißen Panik die Rede, die dich befällt, wenn du an einem bestimmten Geburtstag deines Lebens draufkommst, dass du vermutlich nicht mehr so lange leben wirst, wie du schon gelebt hast. Wenn dir auffällt, dass deine Haut nicht mehr fällt wie früher (geschweige denn gewisse andere Körperteile), und wenn du heimlich recherchierst, wie man am iPhone die Schrift größer macht.

Midlife-Crisis nennt man das, und von Scheibbs bis Nebraska weiß jeder sofort, was gemeint ist. Dabei ist die Mittelalter-Krise ein relativ junges Phänomen. Erstmals hat die amerikanische Autorin Gail Sheehy 1974 in ihrem Buch *In der Mitte des Lebens* diese psychische Unsicherheit benannt. Seither hat die Welt nicht mehr aufgehört, über Midlife-Krisen zu reden und/oder sie anderen anzudichten.

Forscher haben die Volksmeinung, nur Männer seien davon betroffen, längst ins Reich der Mythen verwiesen. Britische Wirtschaftswissenschafter stellten vor kurzem sogar die These auf, dass die Zufriedenheit aller Menschen in allen (industrialisierten) Ländern wie eine U-Kurve verlaufe. Ist der Mensch so um die 20, erklimmt er einen ersten Gipfel der Zufriedenheit. Von da an geht's bergab, bis zur Talsohle, die Mann und Frau so mit 42 bis 45 erreichen. Mit 70 kann man es dann in Sachen Zufriedenheit wieder mit den Zwanzigjährigen aufnehmen.

Frauen begegnen dem Tief in der Lebensmitte häufig mit einer Art von Selbstbestrafung: grausame Diäten, manische Besuche im Fitnesscenter, intensive, oft schmerzhafte und teure Beziehungen zu Verjüngungsspezialisten aller Art.

Männer durchpflügen das Tief zumeist anders. Zwar betreiben auch sie oft wie verrückt Sport – manch 50-Jähriger ist fitter als viele 25-Jährige –, aber auch vermehrt durch Signale nach außen: Seht her, was ich noch alles kann! Wer das für ein Klischee hält, soll sich einmal im Bekanntenkreis umhören. Der Klassiker, schon oft erlebt: Mann beginnt eine Affäre mit einer deutlich jüngeren Frau, manchmal sogar verbunden mit einer weiteren Familiengründung. Immer beliebter: das halsbrecherische Abenteuer, etwa mit dem Motorrad durch die Wüste, zu Pferd durch die Steppe (sollen auch schon Frauen gemacht haben), Heli-Skiing in Russland oder Kanada, einmal den Mount Everest besteigen – die Möglichkeiten sind unendlich.

Die Lieblingsgeschichte zum Thema sei Freund K. gewidmet. Dieser ist vor kurzem 50 geworden und hat, nach hiesigen landesüblichen Neidmaßstäben, alles erreicht: eine Firma gegründet, ein Haus gebaut, zwei gesunde Kinder gezeugt. Obendrein führt er ein, wie er meint, ökologisch bewusstes und nachhaltiges Leben, er ist politisch interessiert und kümmert sich um seine Mitmenschen. Und um seinen Porsche.

Der Porsche war sein Traum, zum 50er musste der realisiert werden. K. erträgt allerlei für diese Leidenschaft, etwa das Gehänsel seiner männlichen und die Verachtung seiner weiblichen Bekannten, die sich weigern, in den Angeberschlitten einzusteigen. Egal. Der Porsche wird liebevoll gepflegt. Und selten gefahren. K. hat's nämlich mit den Bandscheiben, und zu denen ist der Porsche eher gemein. K.s nächstes Ziel ist, schmerzfrei im Porsche zu fahren. Das beschäftigt ihn, und er hat keine Angst mehr vor dem Tod. Seine Frau ist beruhigt.

Von einem, dessen Zeit nicht vergeht

Der ewige Skispringer

Noriaki Kasai springt Ende November in Finnland mit 44 Jahren in seine 29. Saison als Spitzensportler ab. Die scheinbar zeitlose Karriere des Japaners sucht nicht nur im Wintersport ihresgleichen. Ihr Ende ist terminisiert, aber deshalb nicht naheliegend.

Sigi Lützow

Örnsköldsvik am Bottnischen Meerbusen hat für Ernst Vettori größere Bedeutung, als es selbst die doch da ansässigen Örnsköldsviker ermessen können. Schließlich fanden auf der hiesigen, Paradiskullen genannten Sprungschanze der schwedischen Industriestadt 1980 die ersten Juniorenweltmeisterschaften statt, die der zierliche und damals mit nicht einmal 16 Jahren auch noch sehr junge Mann aus Absams in Tirol schmückte.

Zwölf Jahre später, im März 1992, feierte der gereifte Vettori in einem Normalschanzenspringen seinen 15. und letzten Weltcuperfolg für sich selbst – just in Örnsköldsvik. 1,5 Punkte hinter dem Olympiasieger und Mannschaftsweltmeister landete Noriaki Kasai an zweiter Stelle. Für den seinerzeit 21-jährigen Japaner war es der zweite Podestplatz nach einem wenige Wochen zuvor in Lahti ersprungenen dritten Rang, ebenfalls von einer Normalschanze.

Zahlen und Wunder

Seinen bisher letzten Podestplatz, den 78., ersprang Kasai im März dieses Jahres auf der Großschanze in Wisla, Polen. Das umreißt das Wunderbare der Karriere des Mannes aus Shimokawa auf Hokkaido zwar in Zahlen, erklärt aber nicht die ganze Tragweite. Daran versucht sich Ernst Vettori, der ehemalige Skisprungkollege, der heute als für Sprunglauf und Kombination zuständiger sportlicher Leiter im österreichischen Skiverband wirkt.

„Kasai verblüfft uns Jahr für Jahr aufs Neue“, sagt der Tiroler zum ewigen Skispringer. Eine bald 28-jährige Karriere im Spitzensport sei schon an sich sehr bemerkenswert, „aber sie ist es im Skispringen umso mehr. Schließlich ist die Belastung, über die Schanzen dieser Welt zu springen, in vielerlei Hinsicht besonders groß.“

McFerrin und Boklöv

Als Kasai seine ersten Wettkampfsprünge außerhalb Japans absolvierte, war gerade das erste Pre-GSM-Handy, MicroTAC von Motorola, auf den Markt gekommen. Bobby McFerrin munterte mit *Don't Worry, Be Happy* auf, und die Skisprungszene war insgesamt vor eine geradezu unerhörte Herausforderung gestellt. Der davor sportlich reichlich unauffällige Schwede Jan Boklöv hatte – einer von ihm selbst genüsslich verbreiteten Legende nach – durch einen verunglückten Trainingssprung herausgefunden, dass mit einer in Sprungrichtung offenen V-Stellung der Ski wegen der Vergrößerung des Luftpolsters weit größere Weiten zu erzielen sind als mit der herkömmlichen, klassisch genannten Paralleltechnik. Obwohl die Punkterichter zunächst nur diese vollumfänglich zu honorieren gedachten und Boklöv um viele Siege brachten, gewann der Technikerneuerer 1989 den zum fünften Mal ausgetragenen Weltcup. Die Skisprungnationen, zuvorderst Österreich, gingen ans Umlernen. Just Ernst Vettori war der erste zuvor als Klassiker siegreiche Springer, der auch im V-Stil gewinnen konnte.

Auch Kasai lernte um. Im Laufe der Jahre folgten weitere Innovationen im Skisprung, wenn auch nicht ganz so einschneidende. Kasai machte alle Änderungen mit, ob sie nun kraftvolle Abspringer oder federleichte Flieger favorisierten, echte Athleten oder echte Hungerhaken. Und er blieb die meiste Zeit über konkurrenzfähig.

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer in L. A. mit ihrer Katze in einem von Sohn Ben mit Stickern modifizierten Sweater, 2008.

Noriaki Kasai debütierte 1988 im Weltcup der Skispringer.

Foto: Reuters / Dominic Ebenbichler

„Das größte Problem ist ja, die Wettbewerbsfähigkeit zu behalten. Da haben die meisten die größten Probleme – überhaupt, wenn sie schwere Stürze hatten“, sagt Vettori. Allgemein bevorzuge eine Sportart, die wie das Skispringen hohe Schnellkraft voraussetzt, eher jüngere Sportler, „weil in diesem Bereich wird man eher nicht besser, wenn man älter wird“.

Kasai ist zumindest nicht schlechter geworden. Dies trotz der Anforderungen, die speziell an japanische Sportler gestellt werden, die in einem Metier erfolgreich sein wollen, das seine wichtigsten Events in Europa steigen lässt. Vettori: „Die Japaner sind eigentlich den ganzen Winter weg von zu Hause, auch das ist eine unerhörte Belastung.“

Mittlerweile verzichtet Kasai zumindest auf die sommerlichen Mattenspringen, der 44-Jährige ist schließlich Vater geworden. Die Chancen, dass er immer noch springt, wenn Tochter Rino eingeschult wird, stehen gut. Sapporo hat sich für die Olympischen Winterspiele 2026 beworben. Erhält die rund zwei Millionen Einwohner zählende Metropole der nordjapanischen Präfektur Hokkaido den Zuschlag für seine zweiten Spiele nach 1972, dann will der größte Sportler der Region als Aktiver dabei sein.

Gold und Leid

Olympisches Gold fehlt dem Erfolgssammler, der zwischen 2004 und 2013 eine diesbezüglich ziemliche Durststrecke zu überwinden hatte, ebenso wie ein Weltmeistertitel, wenn man von jenem im Skifliegen 1992 in Harrachov absieht. Noch heute kommt es Kasai hart an, über eine schwere Enttäuschung zu sprechen, die er 1998 zu verdauen hatte, als er für die olympischen Heimspiele in Nagano nicht nominiert war. Ausgerechnet dort holten die japanischen Springer Mannschaftsgold.

Die Jagd nach dem einen, großen Sieg, treibt Kasai ebenso an wie die Lust, den nächsten Hunderter vollzumachen. „Meine Lieblingszahl ist sechs. Ich möchte 600 Starts erreichen“, sagte Kasai in einem Interview, nachdem er seinen 500. Einzelweltcup gesprungen war. Inklusive der Teambewerbe kommt er ohnehin schon auf 562 Weltcupkonkurrenzen.

Neigung und Pflicht

Es ist allerdings auch möglich, dass dem Zugvogel Kasai vor einer Zukunft in einem Büro graut. Wie alle japanischen Topspringer ist er Angestellter einer Privatfirma. Das Immobilienunternehmen Tsuchiya Holdings unterhält dafür extra den Skiklub Tsuchiya Home, dessen Aushängeschild Kasai ist und dem noch zwei weitere Skispringer sowie eine -springerin angehören. Seinem Arbeitgeber fühlt sich Kasai nach eigenen Aussagen besonders verpflichtet, weil der auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten sein zweifellos teures Sportprogramm nicht zur Disposition stellte.

Ernst Vettori vermeint schon seinerzeit in Örnsköldsvik, als Kasai mit ihm aufs Podest stieg, deutlich gespürt zu haben, dass es dieser junge Japaner zu mehr als zum in der Szene oft gesehenen flüchtigen Ruhm bringen könnte. Treffen mit Kasai, den er als extrem höflichen, absoluten Gentleman beschreibt, sind trotz Sprachbarriere stets angenehm. „Er gibt mir das Gefühl, dass er sich freut, wenn er mich sieht.“ Das nächste Mal wohl wieder zum Auftakt der 29. Weltcupsaison für Kasai – am 25. November in Ruka, Finnland.

Über das Zeitempfinden von Tieren

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, 1990 in der ungarischen Puszta.

Sie sehen mit den Ohren

Zeit ist für Menschen natürlich ein relativer Begriff. Ziemlich exakt messen sie Fledermäuse – durch Echoortung mit Ultraschall. Sie wissen so in der Dunkelheit, wo Bäume stehen. Und können Insekten fangen.

Peter Illetschko

Dass Raum und Zeit eng miteinander verbunden sind, ist ja schon seit Jahrhunderten bekannt. Ein Beispiel für diese physikalische Gesetzmäßigkeit aus der Natur kennt man seit 1793 zumindest in Ansätzen, seit der Italiener Lazzaro Spallanzani eine recht befremdliche Beobachtung gemacht hat: Fledermäuse, deren Augen ausgestochen wurden, konnten sich in der Finsternis bestens orientieren. Die Säugetiere arbeiten nämlich in der Dämmerung und in der Nacht mit Echoortung.

Die Tiere sehen aufgrund der Tageszeit nur schwarz-weiß und nützen das physikalische Phänomen der Kreuzkorrelation. Das heißt: Sie stoßen Töne im Ultraschallbereich aus und wissen aufgrund des Echos, und wann es zurückkommt, ganz präzise, wo sich „ein für sie interessantes Objekt" befindet, wie Claudia Kubista von der Universität für Bodenkultur in Wien erklärt. „Sie bauen ein dreidimensionales Bild der Umgebung auf."

Fledermäuse erkennen auf diese Weise Bäume und Sträucher, um rechtzeitig auszuweichen. Sie können damit aber auch Insekten und Spinnentiere orten, also alles, was auf ihrem Speisezettel steht. Das Talent ist für Landsäugetiere ziemlich einzigartig. Im Meer sind auch Zahnwale dazu imstande: Delfine oder der weiße Beluga stoßen über ihr markantes Organ „Melone" über dem Oberkiefer Ultraschalllaute aus und erkennen durch das Echo die genaue Entfernung zu schwimmendem Futter oder zu Fressfeinden. Nicht ganz so weit entwickelte Formen der Ortung sind ebenfalls bekannt – bei Spitzmäusen oder Vogelarten wie dem Fettschwalm. Manche Insekten haben sogar als Überlebensstrategie die Fähigkeit entwickelt, den Ultraschall wahrzunehmen – und können dem Fressfeind Fledermaus ausweichen.

Die Fledermaus, von der es allein in Österreich 28 Arten gibt – 22 davon leben in Wien –, hat mit der Echoortung sogar gegenüber dem Menschen Vorteile: Wer weiß schon ganz genau, wie weit ein Baum vor unseren Augen wirklich entfernt ist? Die Fledermaus weiß es – instinktiv – durch diese, man könnte sagen, eingebaute Stoppuhr. Aber wie das in der Natur eben so ist, haben die genialsten, besonders einfach wirkenden Lösungen die komplexesten Erklärungen: Verschiedene Fledermausarten orten ganz unterschiedlich die Umgebung mit dem Echo ihrer Laute, sagt Boku-Forscherin Kubista. Menschen, die die Augen schließen, wenn sie am Fußgängerweg ein Einsatzfahrzeug hören, können feststellen, ob es von links oder rechts kommt. Spätestens dann, wenn der Schall nämlich näherkommt und vorbeigeht. Fledermäuse können das auch, allerdings nur, wenn zwischen den beiden Ohren genügend Platz ist, um den Unterschied wirklich festzustellen.

Foto: dpa/Thomas

Auch nicht gerade groß ist die Mopsfledermaus, die zu den Glattnasen gehört. Sie hört aber wie all ihre Verwandten bestens.

Da es aber Fledermäuse gibt, die auf einen abgewinkelten Daumen passen, deren Kopf also denkbar klein ist, muss die Evolution auch eine weitere Variante der Ortung parat haben: Hufeisennasen zum Beispiel erzeugen einen gebündelten Schallstrahl über die Nasenöffnungen, die wie Trichter ausschauen. Kubista: „Sie erzeugen eine Art Laser." Die Tiere können die Umgebung regelrecht abscannen. Sie wissen: Ein Echo, das sie aus einer Richtung empfangen, kann nur durch ein Objekt aus dieser Richtung entstanden sein.

Claudia Kubista finalisiert gerade ihre Doktorarbeit und arbeitet nicht mit lebendigen Fledermäusen. Für ihre Diplomarbeit hat sie aber Fledermäuse gefangen und „versendet", damit sie die Tiere beobachten konnte. Ein recht mühsames Unterfangen, wie sie berichtet. Man stellt Fangnetze auf. Das Problem dabei ist nur: Fledermäuse, egal welche Art, sind wie alle Säugetiere sehr lernfähig, merken sich den Ort, wo das Netz steht – und weichen aus. „Da war ich schon viele Nächte draußen", sagt die Wissenschafterin.

Beobachtungen sind übrigens nur bei idealen Witterungsbedingungen möglich. Im Herbst versuchen einige Fledermäuse in den wärmsten Nächten so viel wie möglich zu fressen, um Fett für die Überwinterung aufzubauen. Ein Zeitempfinden, das umwelt- und witterungsbedingt ist. Unter zwölf Grad sind sie allerdings kaum mehr unterwegs, denn ab diesem Temperaturwert nimmt auch die Insektenaktivität ab. Fledermäuse, die normalerweise in Wien und Umgebung leben, zieht es dann nach Frankreich, Fledermäuse, die in Polen leben, kommen hierher. Manche Arten überwintern auch vor Ort, halten Temperaturen von wenigen Minusgraden schon aus, brauchen aber dafür gleichbleibende Bedingungen – und die herrschen zum Beispiel in Höhlen. Wenn es zu warm am Überwinterungsplatz wird, dann wachen sie auf, verbrauchen dabei Fettreserven. Es heißt, dass sie bis zu viermal aufwachen können. Danach würden sie nicht mehr aufwachen.

Insgesamt gibt es etwa 1300 Fledermausarten. Die meisten davon leben in den Tropen, weil es dort das ganze Jahr über Nahrung gibt. Am amerikanischen Kontinent lebt zum Beispiel der Gemeine Vampir, ein Blutsauger, der ähnlich wie Schlangen, Wärme erkennen kann, also weiß, wo das Blut am besten fließt. Er ist auch auf ruhigen Herzschlag getriggert, weshalb er zubeißt, wenn das Opfer schläft.

Kubista sagt, dass Vampirfledermäuse, ganz entgegen ihrem schlechten Ruf, sehr altruistisch sind. Wenn nämlich andere Tiere ihrer Gattung Hunger haben, dann würgen sie Blut heraus, um sie so zu füttern, was angesichts des Schreckens, den sie als Mythos verbreiten, doch eine recht tröstliche Vorstellung ist.

Das Wesen der Zeit aus Sicht der Ökonomie

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, Mitte der 80er-Jahre in einem Sujet mit der späteren Ö3-Moderatorin Claudia Stöckl und einem Künstlerfreund.

„Zeit zu haben ist ein Statussymbol“

Alles locker unter einen Hut zu bringen, gilt als Erfolgsausweis, sagt Ökonom Andreas Wagener. Wie sich der Wert der Zeit ermessen lässt und warum sich Menschen als von ihr Getriebene fühlen.

INTERVIEW: *Verena Kainrath*

STANDARD: *Physiker, Philosophen, Künstler rätseln seit jeher über das Wesen der Zeit. Beißen sich auch Ökonomen an ihr die Zähne aus?*
Wagener: Die Frage, ob es sie gibt, ob sie umkehrbar ist, ob wir uns in einem Zeitkontinuum in vierdimensionalem Raum befinden – das interessiert uns Ökonomen weniger. Wir gehen davon aus: Zeit ist linear und sie verstreicht.

STANDARD: *Lässt sich der Wert der Zeit ökonomisch messen?*
Wagener: Ich glaube ja. Nicht in dem Sinne, dass ich eine Stunde einheitlich mit zehn Euro gleichsetze. Aber was verschiedene Verwendungsmöglichkeiten hat, und dazu gehört auch Zeit, lässt sich unterschiedlichen Wertigkeiten zuordnen. Weiters kann ich ihren Ablauf bewerten: Wie lange bin ich bereit, auf etwas zu warten?

STANDARD: *Zeit an sich ist doch alternativlos. Sie verrinnt ohnehin.*
Wagener: Das Alternativlose wird oft ausgeblendet. Man meint zwar, Zeit gespart oder auf einem Zeitkonto angelegt zu haben – es ist jedoch nie die gleiche Zeit, die gespart oder getauscht wurde. Das stellt uns im Alltag vor keine allzu ernsten Probleme, weil wir davon ausgehen, dass wir morgen oder in einem Jahr ohnehin noch da sind. Aber in größeren Dimensionen gedacht, bestehen da doch gewisse Unsicherheiten.

STANDARD: *Wo liegt die historische Bruchstelle, ab der Menschen die Zeit immer knapper wurde?*
Wagener: Im Übergang von der mittelalterlichen Welt in die Moderne. Es begann mit der Entwicklung von Uhren, mit der getakteten, von der Naturzeit unabhängigen Zeit. Dazu die industrielle Revolution mit ihrer Arbeitsteilung und Spezialisierung. Sie führte dazu, dass die Arbeitsschritte synchron, auf jeden Fall regelmäßig erfolgten. Auch das Aufkommen des Protestantismus spielt hinein, wo Arbeit höheren Wert erhielt, ihr Erfolg Ausweis von Gottgefälligkeit wurde. Plötzlich war Zeitmanagement auf individueller und gesellschaftlicher Ebene weit stärker erforderlich als früher.

STANDARD: *Allzu viel Zeitüberfluss war aber wohl auch Steinzeitmenschen nicht vergönnt …*
Wagener: Ich war nicht dabei. Aber vermutlich gab es damals keine Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, wo man von acht bis fünf Beeren sammeln oder Mammuts erlegen musste. Es war eben ein permanenter Kampf ums Überleben. Natürlich ging man dann Beeren ernten, wenn sie reif waren. Zeit wurde jedoch nicht gemanagt, sondern sie war bedarfsorientiert. Dass wir sie in unterschiedliche Verwendungsrichtungen aufteilen und diese wiederum stark miteinander konkurrieren, ist ein modernes Phänomen.

STANDARD: *Stimmt die Rechnung: je weniger Zeit, desto höher der materielle Lebensstandard?*
Wagener: Das ist die empirische, historische Beobachtung. Aber wir haben ja nur *eine* Geschichte – daher nur *eine* Stichprobe vom Umfang eins. Da wird es schwer, zu verallgemeinern. Auffällig ist: Ab der Phase, in der Zeit gemanagt wurde, beobachten wir ein Abheben aus der Subsistenz- in die Wohlstandsökonomie. Ob das zwangsläufig so sein muss, ist eine andere Frage.

STANDARD: *Zeitnot ist also der Preis, den wir für Wachstum und Wohlstand zahlen?*
Wagener: Auf Umfang der Stichprobe eins kann man das so sehen.

STANDARD: *Wobei Armut alles andere als mehr Zeit impliziert.*
Wagener: Leute mit existenziellen Sorgen sind in größerer Zeitnot als jene der Mittelschicht. Der Anteil an Zeitstress, an Sorge um den Lebensunterhalt ist in unteren Einkommensschichten höher.

STANDARD: *Generell ist die Lebenserwartung stark gestiegen, Europäer haben so viel Urlaub wie nie. Warum fühlen sich dennoch so viele als Getriebene?*
Wagener: Wegen der vielen Möglichkeiten. Es ist wie im Supermarkt, wenn man nicht weiß, was genau man will und von der Vielfalt erschlagen wird. Das Risiko, Fehler zu machen, das Falsche zu wählen, erscheint höher als beim Greißler, der nur eine Sorte Wurst hat. Und obendrauf die sozialen Medien: Wir erfahren, was andere Leute gerade Tolles mit ihrer Zeit machen und wir zugleich verpassen. Das permanente Auswählenmüssen und Vergleichenwollen machen tendenziell unzufrieden.

STANDARD: *Welche Lehren lassen sich aus der Zeitökonomie für Wirtschaft und Sozialstaat ziehen?*
Wagener: Zeit ist eine Ressource, deren Bewertung genauso wichtig ist wie jene aller anderen. Ich würde aus ihr aber nicht ableiten, dass Sozialismus oder Kapitalismus bessere Wirtschaftssysteme sind.

STANDARD: *Mehr Zeit zu haben scheint jedenfalls eine Sehnsucht unserer Zeit zu sein.*
Wagener: Zeit zu haben auf sichtbare Art und Weise ist Statussymbol. Von früh bis spät im Büro herumzuhängen, der Managerstress – das war früher. Heute gehen erfolgreiche Leute nachmittags golfen. Menschen, die hohe gesellschaftliche Wertschätzung genießen, sind jene, die alles unter einen Hut bringen, ohne gestresst zu wirken. Zeigen zu können, dass man angeblich Zeit hat, gilt im 21. Jahrhundert als Erfolgsausweis.

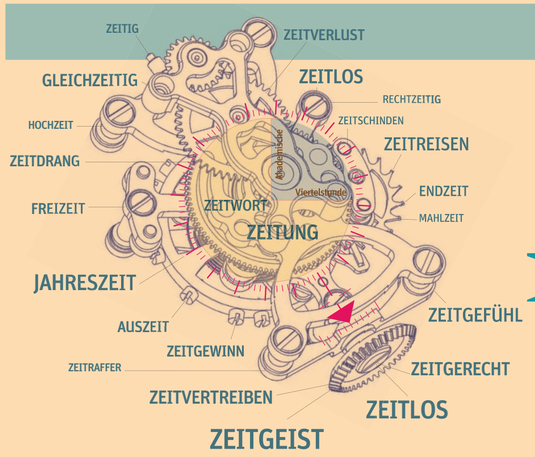
ANDREAS WAGENER (49) ist deutscher Ökonom, Finanz- und Sozialwissenschafter. Seit 2006 ist er Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Hannover. F: Uni Hannover

Franchise Messe
Wege zur Selbständigkeit
4. + 5. November 2016
Wiener Stadthalle
www.franchise-messe.at

Von A nach B | Es ist Zeit!

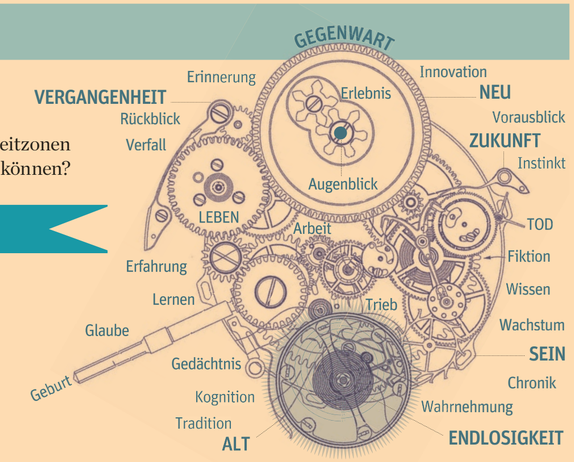
Die Zeit, die uns zur Verfügung steht, ist in 24 Stunden eingeteilt und fragmentiert. Nicht jede Stunde scheint gleich lange, Raum und Tätigkeit bestimmen das Zeitgefühl. Wie verbringen die Österreicherinnen und Österreicher den Tag?

Wie haben sich Reisezeiten verändert? Was bedeutet die Einteilung der Zeitzonen für die Menschen? Wann werden wir endlich mit einer Zeitmaschine reisen können? Eine Grafik von Fatih Aydogdu und Sebastian Pumberger



REISEZEIT | WEGSTRECKE, DIE IN EINER STUNDE ZURÜCKGELEGT WERDEN KANN

Wenn Sie diesen Text laut vorlesen, so reist der Schall Ihrer Stimme mit 1235 Stundenkilometern. Das Reisen von Ort A nach Ort B dauert da oft bedeutend länger, auch wenn es technisch möglich ist, mit Überschall zu reisen. In den letzten Jahrhunderten hat sich die Reisezeit grundlegend verändert, örtliche und zeitliche Distanz haben sich unterschiedlich entwickelt. Mit einer Postkutsche legte man in den 1830er-Jahren im Durchschnitt sechs Kilometer in der Stunde zurück, die ersten Pferdeeisenbahnen verdoppelten diese Reisegeschwindigkeit. Die Pferdeeisenbahn Budweis–Linz brauchte ab 1836 für die 129 Kilometer lange Strecke von fünf Uhr in der Früh bis 19 Uhr – Mittagspause inklusive. Mit der Erfindung der Dampfeisenbahn verkürzten sich Reisezeiten dramatisch. 50, 70, 90 Stundenkilometer wurden so schon im 19. Jahrhundert erreicht. Peter Rosegger schildert diesen Kulturbruch: „Schrecklich schnell ging's, und ein solches Brausen war, dass einem der Verstand stillstand. Das bringt kein Herrgott mehr zum Stehen!“ Mit der Erfindung des Autos und des Flugzeugs reduzierten sich Reisezeiten erneut. Doch nicht alles, was schnell ist, bleibt bestehen. Bahnverbindungen werden geschlossen, Flugzeuge eingestellt. Die Concorde schaffte die Strecke London – New York in drei Stunden. Schneller kam man als Zivilist nie von Europa über den Atlantik. Nach dem Absturz einer Maschine in Paris im Jahr 2000 wurde der Betrieb eingestellt. 850 Kilometer legt ein übliches Passagierflugzeug in der Stunde zurück, was wohl immer noch reicht.



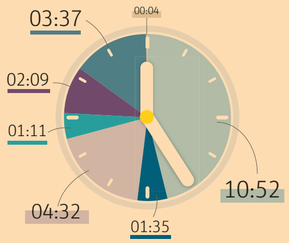
ZEITVERWENDUNG

Der Tag hat 24 Stunden, also zumindest der nach unserer Zeitrechung. Und diese wollen aufgeteilt werden. Den größten Teil verbringen die Österreicherinnen und Österreicher – so die Statistik Austria – mit „persönlichen Tätigkeiten“, worunter auch Schlafen fällt. Bei Erwerbstätigen sind das im Wochenschnitt 10 Stunden und 14 Minuten, bei Schülerinnen und Schülern 10 Stunden und 52 Minuten. Die Arbeit (6 Stunden und 19 Minuten) oder die Schule (4 Stunden und 32 Minuten) nehmen da den jeweils zweiten Stellenwert ein. Was steht sonst auf dem Tagesprogramm? Freizeit (3:00 Stunden bei Erwerbstätigen), Haushalt (2:16 Stunden) und natürlich auch soziale Kontakte pflegen und sich um die Kindern kümmern (beides 1:57 Stunden).

Durchschnittliche Zeitverwendung

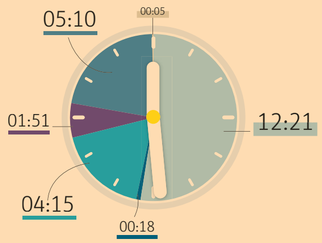
pro Tag [Montag–Sonntag] aller Personen nach Erwerbsstatus und zusammengefasster Haupttätigkeit

persönliche Tätigkeiten | berufliche Tätigkeiten | Schule, Weiterbildung | Haushaltsführung
soziale Kontakte, Kinderbetreuung, freiwillige Arbeit | Freizeitaktivitäten | nicht zuordenbare Aktivitäten

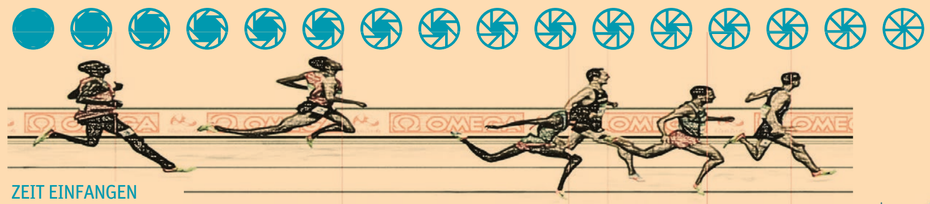


SCHÜLER | STUDIERENDE

ERWERBSTÄTIGE

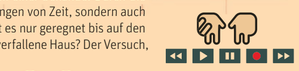


PENSIONISTEN

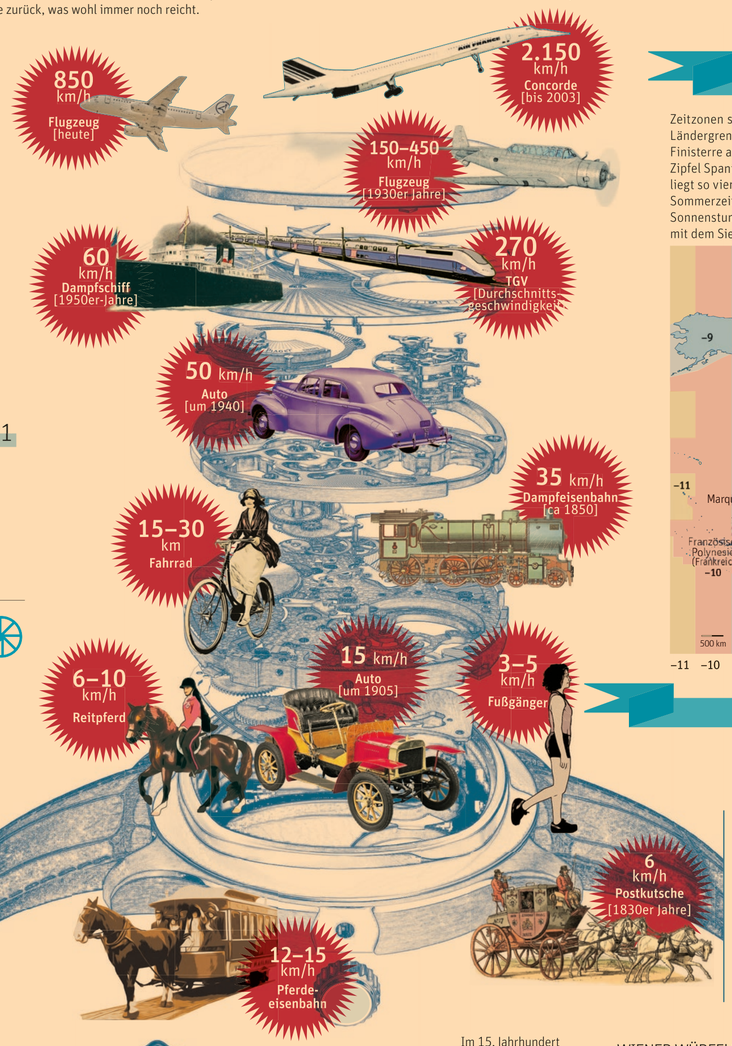


ZEIT EINFANGEN

Wenn wir ein Foto machen, versuchen wir einen Moment festzuhalten, genauer genommen einen Bruchteil einer Sekunde. Durch die Blende bestimmen wir, wie viel Zeit, Licht und Raum wir einfangen wollen. Es ist jedoch nicht nur ein Einfangen von Zeit, sondern auch ein Bestimmen von Vergangenheit. Durch die Auswahl des Fotos bestimmen wir ein Narrativ. Im Urlaub hat es nur geregnet bis auf den einen halben Nachmittag? Die Feier war eigentlich fad bis auf das Foto? Die Stadt ist saniert bis auf das eine verfallene Haus? Der Versuch, Zeit festzuhalten, ist so unweigerlich eine Gratwanderung zwischen Dokumentation und Manipulation.
Im Sport, wo Bruchteile einer Sekunde über Sieg und Niederlage entscheiden, dient das Foto zudem als Beweis für den Zeitpunkt. Wie die Hundertstelsekundenabstände bei Skirennen sich akustisch anfüllen, können Sie auf **derStandard.at/Datenpunkt** erfahren.

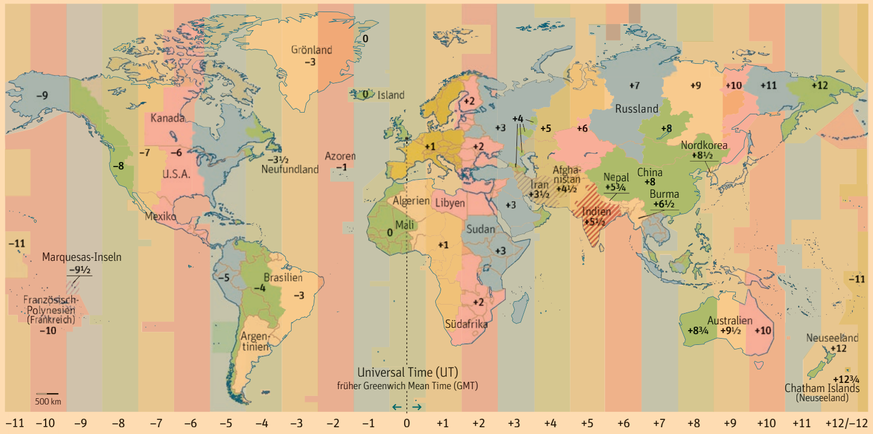


DIGITALE MEDIEN SIND REKURSIV



DIE WELT IST AUFGETEILT IN ZEITZONEN

Zeitzonen sind so eine Sache: Eigentlich bestimmen die Meridiane die Zugehörigkeit zur Zeitzone, doch keine Zeitzonengrenze verläuft immer schnurgerade. Ländergrenzen oder historische Entwicklungen reden da der Physik drein. Spanien ist nicht weniger westlich als Großbritannien, doch zeitlich befindet sich Kap Finisterre auf einer Linie mit Białystok im Osten Polens. Doch während in Białystok an diesem Samstag um 17 Uhr die Sonne untergeht, ist es am westlichsten Zipfel Spaniens am Kap Finisterre erst um 19:35 Uhr so weit. Und der Verwirrung nicht genug: Manch ein Land hat seine Zeit eine halbe Stunde verstellt. Indien liegt so viereinhalb Stunden vor der Mitteleuropäischen Zeit, der Iran zweieinhalb. An diesem Wochenende werden in Österreich die Uhren umgestellt, Ziel der Sommerzeit ist die Erhöhung der nutzbaren Sonnenstunden. Der Durchschnittsösterreicher ist von 6:30 bis 22:30 wach und gewinnt durch die Zeitumstellung Sonnenstunden, in Bregenz 167, in Eisenstadt 192. Sie gehen später schlafen und stehen früher auf? Auf **derStandard.at/Datenpunkt** finden Sie einen Rechner, mit dem Sie Ihre persönliche Zeitverschiebung berechnen können.

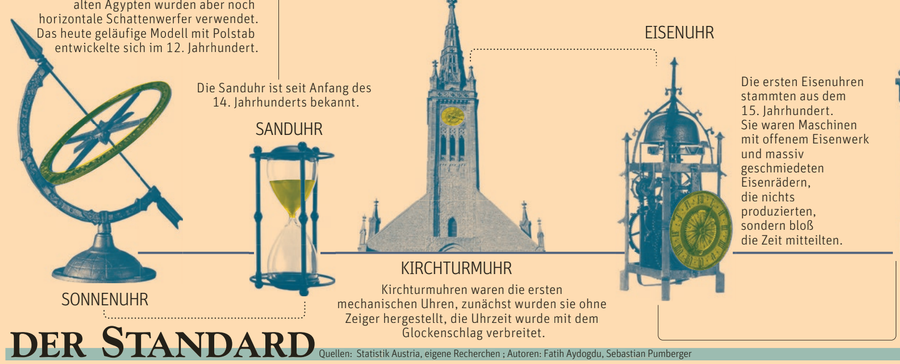


ZEITREISE

Der Raum lässt sich erobern, erfahren, verändern. Die Zeit vergeht, lässt sich nicht fassen, aufschieben oder zurückdrehen. Doch was wäre, wenn doch? Nicht erst seit „Zurück in die Zukunft“ in den 1980er-Jahren besteht die Fantasie, in eine Maschine zu steigen und vielleicht ein frühes Bob-Dylan-Konzert zu sehen oder ein persönliches oder gesellschaftliches Ereignis zu beeinflussen. In Albert Einsteins Relativitätstheorie gibt es eine (theoretische) Möglichkeit für uns alle, zu Marty McFly zu werden, zumindest was eine Reise in die Zukunft betrifft. Wenn ein Raumschiff oder ein DeLorean, je nachdem, mit Lichtgeschwindigkeit die Erde verlässt, vergeht die Zeit an Bord langsamer als auf der Erde. Bei der Rückkehr würde man also in der Zukunft ankommen.

ZEIT IST LINEAR

WIE WIR ZEIT [GE]MESSEN [HABEN]



DER STANDARD

Quellen: Statistik Austria, eigene Recherchen ; Autoren: Fatih Aydogdu, Sebastian Pumberger

Über turbulente Zeiten im Bankgeschäft auf dem Weg in die digitale Welt

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, 1990: Nach einem Aufenthalt in den USA, wo sie mit Größen wie Steven Meisel, Richard Avedon, Irving Penn und Peter Lindbergh gearbeitet hatte, entstand dieses Foto im Burgenland, wo Cordula Reyer ein paar Tage bei Fotografin Elfie Semotan war. Es wurde gearbeitet, es wurde gelebt, denn auch die Familien sowie Modedesigner Helmut Lang waren dabei.

Wie Österreichs Banken erwachsen wurden

Österreichs Kreditinstitute waren in den vergangenen Jahrzehnten auf der Hochschaubahn unterwegs. Dem Osteuropa-Boom folgte die Krise, das Korsett aus europäischen Regulatorien hat die Banken internationaler gemacht. Nun sind sie dabei, sich neu zu erfinden.

Renate Graber

Er hatte es eilig, der Kunde drängte – und Papier war gerade keines zur Hand. Also holte der Postsparkassenbeamte seinen Bleistift hinterm Ohr hervor und kritzelte seine Rechnung an die Wand des lichtdurchfluteten Kassensaals. So oder so ähnlich wird es wohl geschehen sein, einst, im 1906 fertiggestellten Wiener k. k. Postsparcassen-Amt von Otto Wagner. Doch während die Zeitläufte die Monarchie hinwegfegten und jede Menge Banken von der Bildfläche verschwanden, ist die hingekritzelte Addition heute noch sehen: hinter Glas, im zum Museum umfunktionierten PSK-Kassensaal.

Heute ist, wenn schon nicht die Bank an sich, so doch ihr Geschäftsmodell beinah ein Fall fürs Museum. Ein Indiz dafür: *Erica*. Die gesprächige Dame ist eine virtuelle Betreuerin und soll künftig die Kunden der Bank of Am*erica* via Handy betreuen, ihnen von sich aus Vorschläge etwa für Veranlagungen unterbreiten. „Sie ist klüger als ein Roboter", stellte die Digital-Banking-Chefin des Instituts Erica diese Woche vor.

Landung in einer neuen Welt

Ganz so weit sind Österreichs Kreditinstitute noch nicht, aber auch sie müssen sich neu erfinden. Digitalisierung, strenge Regulierungen seit der Finanzkrise, Niedrigzinsen, die Konkurrenz der flinken Fintechs, massiver Kostendruck sind ihr Motor. In den Augen von Nationalbank-Gouverneur Ewald Nowotny hat die Etablierung des europäischen Aufsichtssystems über Großbanken der Eurozone (SSM) die „größte Veränderung" für Österreichs Bankensystem gebracht. Institute wie Bank Austria (Unicredit), Erste Group, Raiffeisen oder Bawag werden ja von der EZB beaufsichtigt, alle Banken unterliegen EU-Standards, etwa bei Eigenkapitalvorschriften oder Governance. „Dadurch sind Österreichs Institute international geworden. Banker leben heute überhaupt in einer völlig anderen Welt als noch vor zehn Jahren", resümiert Nowotny.

Bawag-Personalchef Gerhard Müller untermauert das. Vor zehn Jahren habe man in der damaligen Gewerkschaftsbank Projekte „im Jahreszyklus" betrachtet, heute gehe es um „Wochen und Monate". Die Zeit der Fünfjahrespläne sei längst vorbei, „wir denken in Zyklen zwischen einem Jahr und drei Jahren. Die Geschwindigkeit ist atemberaubend." Allerdings hat sich gerade die Bawag seit dem Einstieg der Amerikaner 2006 radikal verändert. Osttöchter und Nicht-Banken-Beteiligungen sind verkauft, viele, viele Mitarbeiter eingespart. Heute ist die Bawag die profitabelste Bank des Landes.

Anders als sie haben sich ihre Konkurrenten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 bis ins tiefste Osteuropa vorgearbeitet. Sie kehrten dorthin zurück, wo Institute wie Wiener Bankverein oder Creditanstalt (CA) in der Monarchie tätig waren. Und sie kleckerten nicht, sie klotzten. „Wir eröffnen jeden Wochentag eine Filiale", lautete der Stehsatz bei Raiffeisen.

„Im Osten herrschte Nachholbedarf, Österreichs Institute haben das genützt. Doch sie waren unvorsichtig, überschätzten das Wachstum", analysiert Wirtschaftshistoriker Fritz Weber. Lehman-Pleite und Krise seien aber nicht hervorsehbar gewesen, räumt er ein und sieht darin eine Parallele zum Schicksal der Großbanken in der Weltwirtschaftskrise 1929. (Die CA wurde 1931 vom Staat gerettet.)

Auch die jetzige Krise forderte ihren Tribut. Die Republik musste die Banken mit Milliarden stützen, Kommunalkredit, Övag, Kärntner Hypo verstaatlichen. Die Überlebenden werteten ihre Osttöchter ab, es hagelte Riesenverluste. „Die Zeit der stürmischen Jugend mit täglicher Filialeröffnung ist vorbei. Österreichs Banken sind erwachsen geworden", glaubt Nowotny.

Jedenfalls schrumpft die Branche. Die Bank Austria tritt ihr Ostgeschäft nach Mailand ab und fährt auf radikalem Sparkurs. Die Volksbanken müssen fusionieren. Raiffeisen schrumpft, konnte sich aber erst zur Fusion von Raiffeisen Zentralbank und Raiffeisen Bank International durchringen. Und die Erste Group will die Sparkassen noch enger an sich binden.

Die Landschaftsveränderung in Zahlen aus der Nationalbank-Statistik: Mitte 2016 gab es 618 Banken („Hauptanstalten") und 4000 Filialen; im Jahr 2000 waren es 841 Hauptanstalten und 4550 Filialen. Und 2015 hatten die Institute 72.600 Beschäftigte (nach Köpfen), 2008 waren es 78.400.

Aber wer will überhaupt noch für eine Bank arbeiten? Genau das ist angesichts des Imageabsturzes der Branche ein weiteres Problem. Laut einer Deloitte-Studie ist nur jeder siebente Absolvent eines Wirtschaftsstudiums an einem Bankjob interessiert. „Früher sind die klügsten Leute in Banken gegangen, heute zieht es die in Unternehmen wie Google oder in Fintechs", weiß Gundi Wentner von Deloitte Human Capital.

Dabei suchen Geldhäuser gerade die Innovativen: zum Produkterfinden. Informationen dafür werden aus Daten generiert. Man brauche auch immer mehr Mathematiker, Physiker, Statistiker, die mit riesigen Datenmengen umgehen können, erklärt Erste-Personalchef Markus Posch. Und: „Wer nicht in Daten denken kann, ist in einer Bank am falschen Platz."

Es war schon lustiger

Enormer Innovations- und Einsparungsdruck, unsicheres Umfeld, kaum Vertrauen in die Branche: Auch Bankchefs hatten es schon einmal lustiger. Was muss der CEO von morgen können? Erste-Chef Andreas Treichl, der seit längerem einen Nachfolger für Andreas Treichl sucht: „Er muss flexible Strukturen aufbauen, die sich rasch an demografische Veränderungen anpassen lassen. Und sich mit Forschung beschäftigen, um an Innovationen dranzubleiben. Sitzungen abhalten und schön reden reicht nicht mehr." Aber letzteres können ja Erica und ihre Schwestern.

MEINE ZEIT

Ich dreh nicht mehr an der Uhr

Birgit Riegler

Meine erste Uhr war eine Flik Flak. Kinder der 80er-Jahre erinnern sich bestimmt: buntes Ziffernblatt, Comicfiguren als Zeiger, kinderfestes Gehäuse. In der Volksschule hat es mit Stolz erfüllt, selbst eine Uhr zu tragen. Ein Schritt zur Selbstständigkeit. Als Teenager hat die Uhr weniger angenehme Dinge in Erinnerung gerufen. Etwa dass die Turnstunde zu lange dauert, um sich vor dem Felgaufschwung zu drücken.

Heute ist eine Armbanduhr keine Notwendigkeit mehr. Sie wurde vom Handy abgelöst. Dort sind Weltuhr, Wecker, Stoppuhr und Timer in einer App vereint. Wie spät es ist, sieht man bei jedem Blick aufs Smartphone – und das passiert bei Onlinejunkies wie mir alle paar Minuten. Die exakte Uhrzeit wird durch Handys auch nebensächlicher. Wenn man sich zu einem Treffen verspätet, kann man das knapp davor noch mitteilen. Dank mobiler Allgegenwärtigkeit von News und Videoportalen muss man auch nicht mehr rechtzeitig TV oder Radio einschalten.

Fast schon ironisch mutet der Versuch von Apple, Samsung und Co an, der Uhr als Smartwatch zum Revival zu verhelfen, aufgemotzt mit Fitness-Zusatzfunktionen. Die Verkaufszahlen solcher Modelle gingen zuletzt jedoch stark zurück. An Nutzern wie mir beißen sich Hersteller die Zähne aus. Ich brauche keine Armbanduhr mehr. Erst recht keine, die mich zu mehr Bewegung ermahnt – das wäre Felgaufschwung all over again.

WIR HABEN GENUG ENERGIE, UM DIE BESTE LÖSUNG FÜR SIE ZU FINDEN.

Als Spezialisten für Erdgas setzen wir auf Partnerschaft mit unseren Kunden.

Informieren Sie sich jetzt auf www.wingas.at

WINGAS

Über ein Symbol für die Vergänglichkeit von Zeit und Macht

Die Prager Zeitmaschine auf dem Sockel Stalins

Als in der Sowjetunion längst die Entstalinisierung eingeleitet war, stand hoch über dem Prager Moldau-Ufer noch die größte Stalin-Statue der Welt. Erst 1962 wurde sie gesprengt. Heute erinnert dort eine bewegliche Skulptur an die Vergänglichkeit der Macht.

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer und ihr Bruder Clemens für „Vogue Hommes“, 1994.

Gerald Schubert aus Prag

Über das Steinfundament, auf dem einst ein gewaltiger Stalin-Koloss aus Granit stand, flitzen unermüdlich junge Prager auf ihren Skateboards. Unten, am Fuße des Letná-Hügels, fließt die Moldau vorbei, dahinter glänzen die Dächer der Altstadt in der Abendsonne. Manchmal tönt die Sirene eines Ausflugsschiffes herauf, schneidet ins ferne Rauschen des Verkehrs, ins holprige Rattern der Rollbretter – und ins regelmäßige Surren des Elektromotors, der hier oben die Prager Zeitmaschine antreibt.

Die bewegliche Skulptur von Vratislav Karel Novák steht seit Mai 1991 auf dem Letná-Plateau, gut sichtbar von vielen Punkten der Stadt. Für die pragmatischen Prager ist der Name „Zeitmaschine“ wohl etwas zu dick aufgetragen, sie sagen lieber einfach „Metronom“. Ein 25 Meter langes rotes Pendel bewegt sich im Winkel von 60 Grad hin und her, Tag und Nacht, und erinnert so an den Lauf der Zeit – und an die Vergänglichkeit der Macht.

Eigentlich nur als vorübergehende Installation errichtet, hat sich die Zeitmaschine längst als Dominante im Prager Stadtbild etabliert. Dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von der gigantischen Skulptur, die an derselben Stelle einst für die Ewigkeit erbaut wurde – und 1962, nur sieben Jahre nach ihrer Einweihung, wieder verschwand. Das größte Stalin-Denkmal der Welt, fertiggestellt nur kurz bevor der sowjetische KP-Chef Nikita Chruschtschow die Entstalinisierung einleitete und dem Personenkult um seinen Vorgänger Josef Stalin eine Absage erteilte, war von Anfang an aus der Zeit gefallen.

Die unglückselige Geschichte des Denkmals, das revolutionär sein sollte und doch nur Stillstand symbolisierte, begann bald nach der kommunistischen Machtübernahme im Jahr 1948. Ein Zeichen der Dankbarkeit für die Befreiung Prags von der Nazi-Herrschaft durch die Rote Armee sollte es sein, aber auch ein Symbol für die künftige weltpolitische Orientierung der Tschechoslowakei: „Mit der Sowjetunion bis in ewige Zeiten“ lautete das Motto der neuen Machthaber.

1949 wird ein Wettbewerb ausgeschrieben. Sich daran nicht zu beteiligen, ist für namhafte Bildhauer kaum eine Option. Die Auswahlkommission, bestehend aus acht Ministern plus Regierungschef, entscheidet sich schließlich für den Entwurf des Bildhauers Otakar Švec: Stalin an der Spitze einer Figurengruppe, links und rechts dahinter Vertreter des sowjetischen und tschechoslowakischen Volks: Arbeiter, Wissenschafter, Bäuerinnen, Soldaten. Nie hat Švec damit gerechnet, tatsächlich zum Zug zu kommen, und wie viele seiner Kollegen hätte er mit der Sache lieber gar nichts zu tun. Von nun an aber steht sein Leben im Schatten Stalins.

Noch im selben Jahr werden 23 Grundsteine gelegt, herbeigekarrt aus dem ganzen Land. Sie sollen den Generalissimus fest im Boden der Vergangenheit verankern: Ein Stein aus dem Fundament des Altstädter Rathauses ist dabei, ein Stück Basalt aus dem von Volksmythen umrankten Berg Říp, ja sogar ein Teil aus der Basilika der Slawenapostel Kyrill und Method im mährischen Velehrad.

Enormer politischer Druck

Der Rest sind 17.000 Tonnen Stahlbeton und Granit. Die Arbeiten gehen nur schleppend voran. Als Stalin 1953 stirbt, ist Švec von der Fertigstellung seines Denkmals noch weit entfernt. Er steht unter ständiger Beobachtung, Zweifel aller Art kommen auf: Macht der mehr als 15 Meter hohe Stalin auf dem fast ebenso hohen Sockel keinen allzu despotischen Eindruck? Sollte er andererseits nicht doch etwas größer sein, um sich besser vom Volk dahinter abzuheben? Und greift die Partisanin dem neben ihr stehenden Soldaten nicht auf den Hosenschlitz?

Švec' Ehefrau Vlasta hält dem Druck nicht stand und begeht 1954 Selbstmord. Ein Jahr später, kurz vor der Einweihung des Denkmals am 1. Mai 1955, folgt ihr Otakar Švec freiwillig in den Tod. Sein Schicksal wird geheim gehalten: Als Urheber des Denkmals gilt fortan „das tschechoslowakische Volk“. Dieses hat für die größte Figurengruppe Europas längst einen Spitznamen parat: Frei übersetzt lautet er „Warteschlange vor dem Fleischgeschäft“, eine unverhohlene Anspielung auf die kommunistische Mangelwirtschaft.

Die Geschichte der Beseitigung des Kolosses ist kaum weniger vertrackt: 1962 wird der Prager Regierung klar, dass Moskau die Huldigung an den Exdiktator nicht mehr toleriert. Stalin soll gesprengt werden – aber „mit Würde“ und abgeschirmt von der Öffentlichkeit. Angesichts der Monstrosität des Denkmals ein schier unmögliches Unterfangen. Die Arbeiten ziehen sich über Wochen hin, im November 1962 ist der Koloss dann endlich verschwunden. Ein Großteil des Schutts landet in einem toten Arm der Moldau.

Fotos: EPA/Dolezal, Getty Images / iStock / dnaveh

Sieben Jahre lang blickte vom Letná-Plateau ein riesiger Stalin aus Granit auf Prag herab. Seit 1991 steht dort die „Zeitmaschine“.

Erster Rockclub Prags

Wenn es dunkel wird, verstummen allmählich die Skateboards. Verliebte Paare und Gruppen junger Leute genießen jetzt den Ausblick auf ihr nächtliches Prag. Seit der Wende des Jahres 1989 gehört dieser Ort der Jugend. Im Inneren des Stalin-Fundaments entstand damals der erste Prager Rockclub, auch das erste Piratenradio sendete von hier. Es ist ein guter Platz für die surrende Zeitmaschine, das Metronom der Vergänglichkeit. 2003 kam sie zu politischen Ehren, als sie vor dem Referendum über den EU-Beitritt Tschechiens weithin sichtbar zwischen Ja und Nein pendeln durfte. 77 Prozent sagten schließlich Ja.

Frei von Pannen ist freilich auch die Zeitmaschine nicht. Manchmal steht sie sogar still – vortrefflicher Gesprächsstoff für jene Prager, die sich leidenschaftlich über so manchen Stillstand in der Politik von heute ärgern.

Ohne Fotos könnten wir nicht sehen, dass die Zeit vergeht

Schnappschuss ins Blaue

Fotografien zeigen erstaunlich präzise, wie die Zeit verstreicht. Es sei denn, es gibt niemanden, der über Ort und Datum einer Aufnahme Auskunft geben kann. Ein Flohmarktfund gibt dieses Rätsel auf.

Michael Simoner

Mehrere Häuser, auf den Dächern liegt Schnee, ein kahler Baum und ein Stück Zaun, im Vordergrund könnte sich ein Teich abzeichnen – die Qualität des Schwarz-Weiß-Fotos ist schlecht, es wirkt wie eine verblichene Erinnerung. Wer es aufgenommen hat, ist unbekannt, aber seit dem Drücken des Auslösers dürften Jahrzehnte vergangen sein.

Der Film steckte in einem alten Fotoapparat, der auf einem Wiener Flohmarkt um fünf Euro zu haben war. Ein Glücksfall, doch nur ein einziges Bild war überhaupt brauchbar und öffnete das unbekannte Zeitfenster. Das ist ungewöhnlich. Denn üblicherweise führt uns das Wissen um ein Aufnahmedatum verlässlich vor Augen, wie die Zeit vergeht. Ohne Fotografien wüssten wir nicht, wie unsere Eltern als Kinder ausgesehen haben. Fotos zeugen vom Rückgang der Gletscher, vom Wachsen der Städte und beweisen, dass Trends wie etwa Karomuster immer wiederkommen.

Die „blaue Bella“

Um das Aufnahmedatum unseres Fotos einzugrenzen, sind Nachforschungen bei Secondhand-Händlern und in Archiven vonnöten. Die Kamera selbst ist eine Schönheit, und so heißt sie auch: Bella, hergestellt von der deutschen Firma Bilora. Die Produktion von Fotoapparaten war in der mehr als 100-jährigen Firmengeschichte ein Intermezzo, Bilora ist heute auf Zubehör wie Stative, Blitzgeräte und Taschen spezialisiert.

Das vorliegende Modell 3c wird wegen seiner Farbe auch die „blaue Bella“ genannt. Wie schon das Design verrät, wurde sie in den 1950er-Jahren hergestellt, konkret von 1955 bis 1958. Es gab eine ganze Bella-Serie, und das war kein Zufall. Italien war nach dem Zweiten Weltkrieg im deutschsprachigen Raum das gelobte Urlaubsland, „bella“ ein häufiges Vokabel in Schlagern und Illustrierten. Unsere aus Metall und Chrom gefertigte Sucherkamera war Massenware, billig in der Anschaffung und für damalige Verhältnisse unkompliziert in der Handhabung: Entfernung wählen, Blende auf „Sonnenschein“ oder „bewölkt“ einstellen, aus drei vorgegebenen Belichtungszeiten wählen, klick, fertig.

Geschichte haben andere Hersteller wie Leica oder Rollei geschrieben, doch viele Produzenten setzten damals auf simple Amateurkameras und begründeten das Zeitalter der Schnappschüsse, das noch lange nicht vorbei ist. Über soziale Netzwerke im Internet werden mittlerweile täglich 1,2 Milliarden Fotos hochgeladen, schätzt das auf Informationstechnologie spezialisierte Unternehmen Kleiner Perkins Caufield & Byers im Silicon Valley.

Unser Flohmarktfund ist zwar ein Exportprodukt, Angaben zur Blendeneinstellung sind auf Englisch, die einzustellende Entfernung ist in Feet angegeben. Der eingelegte Film lässt aber darauf schließen, dass das Foto zumindest nicht in Übersee entstanden ist. Der Schwarz-Weiß-Film Agfa Isopan ISS wurde von der deutschen Firma Agfa für den europäischen Markt hergestellt; ein 127er-Mittelformat-Rollfilm, der in der blauen Bella Negative in der Größe von vier mal 6,5 Zentimeter liefert. Für gerade einmal zwölf Aufnahmen. Zum (unfairen) Vergleich: Für moderne Digitalkameras hat der Hersteller SanDisk gerade eine Speicherkarte mit einem Terabyte Datenvolumen angekündigt, das reicht je nach Auflösung der Aufnahmen für 200.000 bis zehn Millionen Fotos.

Fotos: simo

Wo und wann entstand dieses Bild? Der Film steckte in der Kamera (oben) vom Flohmarkt.

Der Agfa Isopan ISS wurde für „die schnelle Aufnahme bei schlechtem Wetter“ und für „Theateraufnahmen während der Vorstellung“ empfohlen. Die Produktionszeit reichte von 1939 bis 1960, Restposten gingen vermutlich noch einige Zeit danach über die Ladentische. Unser unbekanntes Foto dürfte also tatsächlich irgendwann zwischen Ende der 1950er- und Mitte der 1960er-Jahre entstanden sein.

Ein Labor für die Entwicklung zu finden war nicht einfach. Nicht nur weil die Branche nicht mehr auf das extrem rare Format ausgelegt ist, sondern weil es sich möglicherweise um Filmmaterial auf Nitratbasis handelt. Das ist hochbrisant, kann sich angeblich ab 38 Grad Celsius selbst entzünden. In Filmdosen gelagert kann sich zersetzender Nitrofilm zu einer regelrechten Bombe werden, weshalb er in Deutschland unter das Sprengstoffgesetz fällt. Historisch bedeutsame Negative und Filme werden auch in Österreich klimatisiert gelagert.

Obwohl es seit Anfang des 20. Jahrhunderts immer wieder zu Brandkatastrophen in Kinos gekommen war, wurde das gefährliche Trägermaterial erst in den 1950er-Jahren verboten. Klaus Kramer, ein auf Fotorestaurierung und -konservierung spezialisierter Anbieter aus Deutschland, meint, dass nahezu alle vor 1952 verarbeiteten Filme auf Nitratmaterial basieren. Je nach Lagerbeständen könnten diese bis etwa 1960 verwendet worden sein.

Als der Film sicher wurde

Die darauf folgenden sicheren Filme trugen meistens (aber nicht immer) am Rand die Aufschrift „Safety“ oder „Safety Film“. Unser Agfa Isopan ISS hat diese Kennzeichnung nicht. Da der Allgemeinzustand aber noch sehr gut ist, sah ein Wiener Spezialfotolabor kein Risiko. Das einzige brauchbare Negativ befand sich auf der locker gewickelten Spule ganz innen, wo es am besten geschützt war. Alle anderen Aufnahmen dürften über die Jahre durch vermutlich mehrfaches Öffnen der Kamerarückwand den Tageslichttod gestorben sein.

Die Auswertung erfolgte digital: Das Bild wurde also nicht im Dunkelkammerverfahren belichtet, sondern das Negativ gescannt und dann per Bildbearbeitung ins Positiv konvertiert. Mit dieser Methode schicken heute viele Fotografen ihre analogen Schätze auf die Zeitreise ins digitale Archiv.

GESCHÜTTELT, NICHT GERÜHRT

Von *Julya Rabinowich*

Zurück an den Krisenherd!

Wie die Zeit vergeht, bemerkt man am eigenen Alterungsprozess. Dieser kann sich ungeheuer beschleunigen, wenn man sich entsprechende Nachrichten zu Gemüte führt. Wenn man halbbewusst die 70er-Jahre, dann ganz bewusst die 80er und 90er mitbekommen hat. Und die Frauenpolitik mit all ihren Umbruchversuchen genauer mitverfolgte. Ihre Agenden irgendwann als notwendig betrachtet hat. Dann als unausweichlich wichtig. Schließlich für unverzichtbar. Und wenn man dann, nach all diesen motivierten Einsätzen all dieser mutiger Erneuerinnen, nach all den Studien, nach all der Literatur, Forschung, den Mühen, der Sozialarbeit, den Gesetzesnovellen, den Gesprächen und Informationsabenden, dem gegenseitigen Mutmachen, dem Netzwerken und Fördern einen Blick in die Zeitung wirft oder auch einen auf den Bildschirm. Und dort schwarz auf weiß lesen kann: Eine Studie kommt zum eher suboptimalen Schluss, dass die Gleichstellung nicht nur immer noch nicht erreicht ist. Nein: Es geht wieder rückwärts. Bis Frauen Gleichstand in jedem Sinne des gesellschaftlichen Lebens erreicht haben, wird es nun 170 Jahre dauern. Österreich ist auf den schändlichen 52. Platz abgerutscht.

Man denkt an all die jungen Frauen, die lächelnd sagen, alles sei schon erreicht. Die das auch wirklich glauben. Man denkt daran, dass man wollte, dass nachkommende Frauen es besser haben. 170. Das sickert langsam ins Bewusstsein. Und dann schaut die Gegenwart plötzlich recht schnell recht alt aus. Nicht mal im biblischen Alter wird man also erleben, dass Gleichstellung wirklich eingetroffen ist.

Man wiegt diese Zahl 170 nach Erträglichkeit ab. Nein, diese Zahl ist unerträglich. Diese Zahl bedeutet, dass nicht einmal unsere Töchter die vollständige Gleichstellung erleben werden können. Vielleicht einmal unsere Enkelinnen, wenn sie sehr zäh und langlebig sind.

Zäh ist ein Stichwort. Wir haben ja jetzt bekanntlich die Krise. Laut manchen schon gar bürgerkriegsnahe Zeiten. In diese lasst uns männlich schreiten. Die neue Koalition in Oberösterreich hat zügig den Anfang gemacht: eine ganze Regierung ohne eine einzige Frau? Das geht. Gar kein Problem. Die Eignung baumelt lässig im Schritt. Weibliche Bewegung führt direkt von der Krise zum Krisenherd. Welcome home, Baby! Lebst du noch, oder backlashst du schon? Aber bitte lächelnd. Schließlich ist der Feminismus ja längst überholt. Den braucht keiner. Alles paletti. Kann keine Ewigkeit mehr dauern. Nur noch 170 Jahre.

Über die Rolle der Zeit in der Literatur

Angst vor der Wiederkehr des schlechten Gleichen

Der Kampf gegen die Versprechungen einer „besseren“ Zeit, die nicht nur eine Wiederholung von Verfall und Auslöschung nach sich zieht, gehört zu den nobelsten Vorstellungsinhalten der modernen Literatur. Mit seiner neuen, faszinierenden Erzählung „Du hättest gehen sollen“ liefert Daniel Kehlmann ein eindrucksvolles Exempel.

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer, 1994.

Ronald Pohl

Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding.“ Hugo von Hofmannsthals tiefe Einsicht in die Tücken des Alterungsprozesses äußert die Figur der Marschallin in der Oper *Der Rosenkavalier*. Die Fürstin Werdenberg – so lautet ihr Name – weiß, wovon sie spricht. Sie leistet in Richard Strauss' weltberühmter „Komödie mit Musik“ (1911) Verzicht auf Octavian, ihren siebzehnjährigen Geliebten.

In der Fantasiewelt des *Rosenkavaliers* trippeln kleine Mohren in Schnabelschühchen durch die Boudoirs einer Rokoko-Welt, die natürlich niemals existiert hat. Die Liebenden verschmelzen ihre Stimmen zu sehnsüchtigen Terzetten. Die Marschallin aber hat zum wehmütig stimmenden Verrinnen der Zeit eine kleine Theorie entwickelt. „Wenn man so hinlebt“, sinniert sie, „ist sie rein gar nichts. Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie. Sie ist um uns herum, sie ist auch in uns drinnen. In den Gesichtern rieselt sie, im Spiegel da rieselt sie, in meinen Schläfen fließt sie. Und zwischen mir und dir da fließt sie wieder, lautlos, wie eine Sanduhr.“

Manchmal, ergänzt die Marschallin, stehe sie mitten in der Nacht auf und halte alle Uhren an. Mit einem Mal ist der ganze Talmiglanz verblasst, die Welt der „Levers“ mit ihren knisternden Seidenröcken und erotischen Empfindlichkeiten. Hofmannsthal, das dichtende Wunderkind aus der sterbenden Monarchie des Franz Joseph I., fällt nicht nur dem Fortschritt in den Arm. Er hemmt den Zeiger in seinem Lauf. Spätere, deutlich zynischer gestimmte Geister wie der Berliner Dramatiker Heiner Müller (1929–1995) werden zu diesem im Grunde skandalösen Vorgang den passenden Kommentar nachliefern.

Die wahren Fortschrittsgeister hätten stets Krieg geführt gegen das Verrinnen der Zeit. Als die Bolschewiken anno 1917 die Einrichtungen des Zarenreiches verwüsteten, richtete sich ihr Zorn auch handgreiflich gegen Bahnhofsuhren und andere öffentliche Chronometer. Der wahre Revolutionär, so sinnierte Müller, schafft die Zeit ab. Die Beschleunigung ist der natürliche Feind jeder grundlegenden Neuordnung der Verhältnisse.

Ein anderes Wunderkind als Hofmannsthal, eines unserer Tage, ist der Wiener Autor Daniel Kehlmann. Seine Weltgeltung verdankt dieser unruhige Geist einem Roman mit dem Titel *Die Vermessung der Welt*. Sein neues, außerordentlich schlankes Buch nennt sich *Du hättest gehen sollen*. In dieser Erzählung, seinem vielleicht besten und abgründigsten Text bisher, nimmt der mittlerweile 40-jährige Kehlmann den Skandal der Zeitlichkeit mit besonderer Raffinesse in den Blick.

Ein Drehbuchautor verreist mit Frau und Kind in die Berge. Aus dem Fenster eines modernistischen Bungalows genießt die Kleinfamilie einen bezaubernden Ausblick auf ein Gletscherdoppel. Das Tal zu ihren Füßen verheißt hingegen Enge und Rückständigkeit. Der Ich-Erzähler leidet nicht nur an der grassierenden Lieblosigkeit, die zwischen ihm und seiner Schauspielergattin immer heftiger aufpoppt.

Sein ferialer Alltag wird von einer wahren Kette von Déjà-vus heimgesucht. Der Witz liegt in der Anordnung. In das mitgebrachte Notizbuch kritzelt unser geplagter Gebrauchsschreiber Ideen zu einem Problemfilm. Die Beziehungskomödie *Allerbeste Freundin* soll eine würdige Fortsetzung erhalten.

Man kann es nicht anders sagen: Kehlmanns Held tritt in einen immer schauerlicheren Wettbewerb mit sich selbst ein. Er vermisst plötzlich sein Ebenbild auf der nach innen spiegelnden Fensterscheibe. Er entdeckt dafür sein Double auf dem Flimmerbild, den der Babymonitor aus dem Schlafzimmer seiner kleinen Tochter überträgt.

Immer hektischer formatiert Daniel Kehlmanns Alter Ego die Zeitlichkeit seiner eigenen heillosen Existenz. Immer häufiger bricht seine Schilderung mitten im Satz ab. Ein kleines Geodreieck, das Werbegeschenk eines mürrischen Greißlers im Tal, zeigt nach sachgemäßem Gebrauch auf einem Blatt Papier „unmögliche“ Winkel an.

Kehlmann, der physikalische Spekulationen liebt, deutet eine bombastische Erweiterung des Vorstellungskreises an. Gibt es Durchtrittsstellen im Verhau unserer Wirklichkeit, durch deren dünne Membran hindurch parallele Universen nicht nur sichtbar, sondern, mit Blick auf die gebrechliche Einrichtung der Welt, unheilvoll wirksam werden?

Der entscheidende Punkt liegt jedoch in der resultierenden Auflösung jeder normalen zeitlichen Abfolge. Kehlmanns Erzähler handelt mit sich selbst um die Wette. Er darf nicht sicher sein, dort, an der Stelle, auf die sein Blick zufällig trifft, nicht schon selbst anwesend gewesen und selbst tätig geworden zu sein.

Dieser entsetzliche Blitz der Erkenntnis löscht jede Evidenz. Kehlmann bedient sich mit äußerster Ökonomie – sein Büchlein umfasst keine hundert Seiten – eines Thrillersettings, um das krisenhafte Bewusstsein „moderner“ Befindlichkeit auf die Kulturindustrie zurückzuspiegeln.

Pate für seine kleine, raffinierte Horrorshow stehen zweifellos Filmemacher wie Stanley Kubrick *(Shining)* und David Lynch *(Lost Highway)*. Lynchs vom Mittelstreifen perforierte Straße kehrt sogar wieder. Diesmal als alpiner Serpentinenweg, der den ins Tal hinabkletternden Autofahrer beinahe aus der Kurve trägt.

Karl Marx hat in *Der achtzehnte Brumaire des Louis Napoleon* (1852) mit Blick auf das Verrinnen von geschichtlicher Zeit jeden Wiederholungszwang als Minderleistung beschrieben: „Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Thatsachen und Personen sich so zu sagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als große Tragödie, das andre Mal als lumpige Farce.“

Autorinnen und Autoren aller Länder und Zeiten haben sich nicht von ungefähr mit Händen und Füßen gegen die Zeit gewehrt. Die Idee, die Lage der Menschheit könnte sich verbessern, weil Letztere sich – zu ihrem Vorteil – mit der Zeit verbündet, wurde mehrfach verworfen. Die Literatur der Moderne enthält demgegenüber eine nicht enden wollende Zahl von Modell- und Planspielen.

Zumeist ist von einer „Wiederkehr“ der Zeit die Rede. Nietzsche versuchte sich solcherart mit der Temporalität zu befreunden. Proust zwang sie mit seiner Erinnerungsarbeit ins Prokrustesbett seines Romans. Andere, sehnsuchtsvollere Geister wie Hölderlin träumten von einer Wiederkehr der griechischen Götter und Genien. Seine späten, umdunkelten Jahrzehnte verbrachte er untätig in einem Tübinger Turm.

Daniel Kehlmann, „Du hättest gehen sollen“. Erzählung. € 15,– / 96 Seiten. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2016

Foto: Netflix

Netflix holt die „Gilmore Girls“ (Lauren Graham, Alexis Bledel) aus dem Archiv und sorgt für große Vorfreude, bekanntlich die schönste.

Serienrevivals: Null Risiko = geil!

Kalkulierte Neuauflagen von „Gilmore Girls“, „Star Trek

Doris Priesching

Wien – Jetzt also auch *Knight Rider*. Der Digiproduzent Machinima will die Abenteuer des tapferen Lenkritters Michael Knight und seines plappernden Untersatzes nach 30 Jahren als Webserie neu auflegen. Ob Michael Hasselhoff bereit ist, mitzumachen, ist offen, scheint aber nicht ausgeschlossen. Zeit hätte er wahrscheinlich, von den Kosten sollte es überschaubar bleiben. Hasselhoff ist Testimonial für eine österreichische Tourismuswebseite, so viel zum Marktwert.

Das *Knight Rider*-Revival war nur eine Frage der Zeit, denn seit einiger Weile setzt das Fernsehen im gelobten Serienland auf Wiederverwertung. Das führt mitunter dazu, dass sich das TV-Angebot im Jahr 2016 liest wie aus dem vorigen Jahrhundert: *A-Team, Hawaii 5-0, Verhext, Mac Gyver, Akte X, Fuller House*. Dass das zunächst so bleibt, belegen Ankündigungen: *Dirty Dancing, Fantasy Island, Hart, aber herzlich* - mit einem Homo-Pärchen, *Roots, Star Trek* und – kreisch! – die *Gilmore Girls* am 25. November auf Netflix. Von Sequels zu Filmen gar nicht zu sprechen: Erneuert werden *Fame, Rocky Horror Picture Show, Fatal Attraction, Lethal Weapon, Rambo,* um einige Beispiele zu nennen.

Dahinter steckt eine kühle TV-Kalkulation: Retroschick + Nostalgie = Emotion. Vorhandener Stoff + Superoptik + Marketingkampagne = Null Risiko = geil!

Das führt schließlich zur Tatsache, dass der Aufschrei im Vorfeld meist größer ist als das Ereignis selbst. Man denke an *Akte X* – das Wiedersehen mit Scully und Mulder wärmte, heiß wurde es nie. Die Rückkehr McGyvers wurde heftig begrüßt, jetzt ist es schon wieder wurscht. Weil: Es ist nicht dasselbe. Warum? Weil die Zuschauer es nicht mehr sind. Die Vergangenheit ist unwiederbringlich, Gott sei Dank. In Wahrheit kann das niemand wollen.

Das deutschsprachige Fernsehen verhält sich noch zurückhaltend, die Wiederbelebung von *Tutti Frutti* könnte der Auftakt zu mehr sein, wovor es sich zu fürchten lohnt. Man stelle sich vor: *Schwarzwaldklinik reloaded* oder *Julia, die Richterin schlägt wieder zu*. Tödlich.

SWITCH LIST

FÜR SAMSTAG

Oliver Mark

17.30 MAGAZIN
Bürgeranwalt Die Themen: 1) Reform der Sachwalterschaft: Bei der Volksanwaltschaft häufen sich Beschwerden zum Thema. 2) Körberlgeld für Gemeinde? Ein Garten mit Gartenhütte – und Scherereien wegen der Widmung. 3) Eine Eigentumswohnung wurde wegen ständiger Geruchsbelästigung unbenützbar. **Bis 18.20, ORF 2**

20.00 SPEKTAKEL
Pompeii *(USA 2014, Paul W. S. Anderson)* 62 nach Christus: Knapp der Auslöschung durch die Legionen Roms entkommen, wird der junge Milo (Kit Harrington) zum Gladiator ausgebildet. Als Star kommt er so auch nach Pompeii in die Arena, wo er nicht nur die Liebe seines Lebens, sondern den Mörder seiner Eltern wiedertrifft. **Bis 21.50, SRF 2**

20.15 DOKUREIHE
Der Luther-Code (1–3/6) Mit seinen 95 Thesen hat Martin Luther vor 500 Jahren eine Erneuerung des Glaubens und eine Revolution des Wissens ausgelöst. Die Dokureihe fragt: Wie ist der moderne Mensch entstanden? Und ist er darauf vorbereitet, die Zukunft zu meistern? Junge Genforscher, Astrophysiker, Aktivisten, Blogger und Unternehmer geben Antworten. **Bis 22.55, Arte**

20.15 FRANKIE BOY
Frank Sinatra – Amerikas goldenes Zeitalter Die Dokumentation erzählt die doppelte Karriere des Frank Sinatra, als Sänger und als Schauspieler. Seine Gesangskarriere startete an der Seite von Gene Kelly in *Anchors Aweigh* und *On The Town*. Sein Filmprofil gewann er in Rollen wie *Der Mann mit dem goldenen Arm* und *Botschafter der Angst*. **Bis 21.10, ORF 3**

„Sinatra – Amerikas goldenes Zeitalter“, 20.15 Uhr, ORF 3.

Foto: ORF/ZED

20.15 AUDIENZ
Wir sind Kaiser Robert Heinrich I. (Robert Palfrader) empfängt, flankiert von seinem Oberhofmeister Seyffenstein (Rudi Roubinek), folgende Gäste: Sänger Tim Bendzko, Designerin Marina Hoermanseder, Christopher Seiler und Bernhard Speer, Burgschauspieler und Autor Joachim Meyerhoff sowie Team-Stronach-Klubchef Robert Lugar. **Bis 21.50, ORF 1**

22.00 SCHATTENWESEN
The Sixth Sense *(USA 1988/89, M. Night Shyamalan)* Shyamalans Aufstieg in die A-Liga: Bruce Willis als leicht angeschlagener Kinderpsychologe wird mit einem kleinen Patienten (Haley Joel Osment) konfrontiert, den Heimsuchungen durch die Anwesenheit toter Menschen quälen. Gemeinsam ergründen die beiden in dieser angenehm langsam erzählten Gespensterschichte eine unheimlich reale Zwischenwelt. **Bis 0.00, Servus TV**

22.55 BERG
Labor Montblanc Auf einer sechstägigen Expedition bezwingen drei Wissenschafter den Montblanc, der als Herzstück der Alpen gilt. Mit rund 4810 Metern Höhe steht der „weiße Riese“ für die schiere Urgewalt der Natur. **Bis 0.30, Arte**

23.05 MAGAZIN
Denk mit Kultur Gäste bei Birgit Denk sind Albertina-Direktor Klaus Albrecht Schröder und Schauspielerin Daniela Golpashin. **Bis 0.00, ORF 3**

23.50 SKANDINAVIEN-KRIMI
Befrei uns von dem Bösen *(Fri os fra det Onde, DK/S/N 2009, Ole Bornedal)* Nach vielen Jahren kehrt Rechtsanwalt Johannes (Lasse Rimmer) in ein dänisches Kaff zurück und bezieht mit Frau und Kindern ein elegantes Herrenhaus am Waldrand. Nicht nur sein Bruder (Jens Andersen) begegnet ihm mit Skepsis. Auch die anderen Dorfbewohner empfinden den biederen Akademiker als Störfaktor. **Bis 1.20, RBB**

23.50 THRILLER
Verschwunden im eigenen Haus *(Séptimo, ARG/ES 2013, Patxi Amezcua)* Wenn der Rechtsanwalt Sebastian (Ricardo Darin) seine Kinder bei der Ex abholt, spielen sie immer das Spiel: „Wer ist als Erster im Erdgeschoß?“ Er fährt mit dem Aufzug, seine Kinder nehmen die Stiege. Als sie einmal nicht unten ankommen, bricht Panik aus. **Bis 1.15, ZDF neo**

0.30 GENRE
7 Psychos *(Seven Psychopaths, GB 2012, Martin McDonagh)* Marty Faranan (Colin Farrell) ist Drehbuchautor und schreibt gerade an einer Geschichte über sieben Psychopathen. Sein Freund Billy (Sam Rockwell) hilft ihm, eine Inspirationsquelle zu finden. Zu schlau, um als Trash durchzugehen – zu seicht, um als Kunstwerk zu überzeugen. **Bis 2.15, SRF 2**

RADIO-TIPPS

9.05 FEATURE
Hörbilder: Der Tod des Professors. Hommage an einen Sandler am Salzburger Mönchsberg Er wohnte zurückgezogen in einer Höhle am Salzburger Mönchsberg. Seinen Namen kannte niemand, man nannte ihn einfach den „Professor“. Wenn er seine tägliche Klostersuppe abholte, sang er lauthals Opernarien, oder er war in laute Selbstgespräche vertieft. Im Mai 1996 fand man ihn erschlagen vor seiner Höhle auf. **Bis 10.00, Ö1**

10.05 LIVE
Klassik-Treffpunkt: Christian Kircher Die Geschäftsführung der Bundestheater-Holding gehört zu den wichtigsten Managementpositionen in Österreich. Christian Kircher, der seit 1. April 2016 amtiert, ist zum Live-Gespräch ins Radiocafé eingeladen. **Bis 11.40, Ö1**

11.00 LITERATUR
Frankfurter Buchmesse: Najem Wali / Eva Rossmann Zwei Werke werden in dieser Sendung vorgestellt: Najem Wali mit *Im Kopf des Terrors* und Eva Rossmanns *Gut, aber tot*. **Bis 12.00, Radio FRO 105.0 im Raum Linz und fro.at**

12.00 POLITIK
Im Journal zu Gast Zu Gast bei Edgar Weinzettl ist ÖGB-Präsident Erich Foglar. **Bis 12.56, Ö1**

14.00 HÖRSPIEL
Zum 95. Geburtstag von Ilse Aichinger Die Schriftstellerin hat sich bereits vor vielen Jahren aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Die Berliner Autorin Christine Nagel macht das „Verschwinden“ Ilse Aichingers zum zentralen Thema dieses Hörstücks. **Bis 15.00, Ö1**

17.05 FEATURE
Diagonal: Schwarz und Weiß und nichts dazwischen Edmund de Waal beschreibt in seinem Buch *The White Road* den Weg der Porzellanproduktion über die Jahrhunderte. **Bis 19.00, Ö1**

Die meisten Seher ...

Reichweiten vom Donnerstag, 27. 10. 2016

... im ORF	
1 Die Rosenheim Cops	810.000
2 Am Schauplatz	548.000
3 €CO	310.000
... im österreichischen Privat-TV	
1 Rizzoli & Isles [21:05], ATV	120.000
2 Rizzoli & Isles [20:15], ATV	111.000
3 Major Crimes, ATV	87.000
... im Kabel- u. Satelliten-TV	
1 The Voice of Germany, PRO7	257.000
2 Der Island Krimi, ARD	229.000
3 Hilfe wir sind offline, ZDF	134.000

ohne tägliche (meist quotenstärkste) Sendungen wie ZiBs, Bundesland heute, Sport und Seitenblicke

Quelle: AGTT DER STANDARD

ORF eins

19.10 16:9 **The Big Bang Theory** Comedyserie (VPS 19.05)
19.30 16:9 **Two and a Half Men** Comedyserie. Der Heiratsantrag
20.00 **ZIB 20**
20.15 16:9 **Wir sind Kaiser** Show
21.50 **ZIB Flash mit Bundesliga** (VPS 21.57)
22.05 16:9 **Alex Kristan: „Jetlag“** Erholung im fernen Reiseziel (VPS 22.10)
23.10 **Formel 1** Großer Preis von Mexiko Höhepunkte aus Mexiko-Stadt (VPS 23.15)
0.05 16:9 **Tennis** ATP World Tour 500 Höhepunkte aus der Wiener Stadthalle
1.05 16:9 **Wir sind Kaiser** Show

ORF 2

19.23 **Wetter** (VPS 19.00)
19.30 **Zeit im Bild**
19.55 16:9 **Sport aktuell**
20.05 **Seitenblicke** Magazin
20.15 ★ **Donna Leon – Sanft entschlafen** TV-Kriminalfilm (D 2004) Mit Uwe Kockisch
21.50 **ZIB**
22.00 16:9 **Vera. Das kommt in den besten Familien vor** Talkshow
22.50 **Der Bulle von Tölz** Süße Versuchung. TV-Kriminalfilm (D 2004) Mit Ottfried Fischer
0.25 16:9 ★ **Donna Leon – Sanft entschlafen** TV-Kriminalfilm (D 2004) Mit Uwe Kockisch (VPS 0.20)
1.55 **Columbo** Niemand stirbt zweimal. TV-Kriminalfilm (USA 1990)

ORF III

19.25 16:9 **Land der Berge** Der Gejagte und der Jäger – Reinhold Messner und Jerzy Kukuczka
20.15 16:9 **Frank Sinatra – Amerikas goldenes Zeitalter**
21.10 16:9 **1929 – Der große Börsenkrach. Die Krise** (1/2) Dokumentation
22.05 16:9 **1929 – Der große Börsenkrach. Die große Depression** (2/2) Dokumentation
23.05 **DENK mit Kultur** Diskussion (VPS 23.00)
0.00 **Kult.reloaded** Die kranken Schwestern (27/36) (VPS 23.55)
0.35 ★ **Zwölfeläuten** TV-Kriegsfilm (A/D 2001) Mit Nikolaus Paryla (VPS 0.25)

arte

19.15 **ARTE Journal**
19.30 16:9 HD **360° Geo Reportage** Das Elefantenkrankenhaus von Thailand
20.15 16:9 HD **Der Luther-Code** (1/6) Sprung in die Freiheit (VPS 21.50)
21.05 16:9 HD **Der Luther-Code** (2/6) Suche nach der Wahrheit (VPS 22.40)
22.00 16:9 HD **Der Luther-Code** (3/6) Aufbruch zur Gleichheit (VPS 23.35)
22.55 16:9 HD ★ **Labor Montblanc** Dokumentarfilm (F 2014)
0.30 16:9 HD **Hinter den Mauern** (1/3) Mystery-serie (VPS 0.25)
1.15 **Hinter den Mauern** (2/3) Serie (VPS 1.10)

Das Erste

20.00 HD **Tagesschau**
20.15 HD **Verstehen Sie Spaß?** Zu Gast: Paola Felix, Atze Schröder, DJ Bobo, Ina Müller, Alexander Herrmann, Steffen Hallaschka
23.15 HD **Tagesthemen**
23.35 **Das Wort zum Sonntag** Urknall der Erkenntnis. Sprecherin: Pastorin Annette Behnken. „Das Wort zum Sonntag“ bietet ein paar Minuten Zeit für die innere Einkehr und betrachtet Aktuelles aus einem ganz besonderen Blickwinkel.
23.40 HD **Inas Nacht** Late-Night-Show
0.40 HD **Tagesschau**
0.45 HD ★ **Atemlos** Thriller (USA 1983)

RTL

19.05 16:9 HD **Explosiv – Weekend** Magazin
20.15 16:9 HD **Das Supertalent** Show
22.15 16:9 HD **Der Deutsche Comedy Preis 2016** Show
1.00 16:9 HD **Formel 1**

Austria

20.15 16:9 HD ★ **Wir kaufen einen Zoo** Familienfilm (USA 2011)
22.45 ★ **Fall 39** Thriller (USA/CDN 2009)
0.55 16:9 HD ★ **The Quiet – Stummer Schrei** Thriller (USA 2005)

Puls 4

19.55 **Werbung**
20.00 **PULS 4 News**
20.15 16:9 HD ★ **Transformers: Ära des Untergangs** Actionfilm (USA/CHN 2014)
23.30 16:9 HD ★ **Eraser** Actionfilm (USA 1996)

W24

20.00 **Hat's G'schmeckt**
20.30 **Pop**
21.00 **Sicherheitsfest**
21.30 **Jetzt Poschts**
22.00 **Preview**
22.30 **Lampenfieber**
23.00 **Hat's G'schmeckt?**
23.30 **#Pop!**

ATV

19.20 **ATV Aktuell**
19.30 **Im Schrank der Stars** Doku-Soap
20.05 **ATV Aktuell**
20.15 **Criminal Minds** Krimiserie. Es zieht ein Sturm auf. Mit Joe Mantegna. In einem Gefängnis in Virginia wurde ein Päckchen abgefangen, das Beweise zur Entführung zweier Jungs enthielt.
21.05 **Criminal Minds** Krimiserie. Tod liegt in der Luft
22.00 **Gotham** Krimiserie. Tag der Abrechnung
22.55 **Gotham** Krimiserie. Die Bombe tickt
23.50 **Arrow** Actionserie
0.50 **Criminal Minds**
1.40 **Criminal Minds**

Servus TV

19.20 **Servus Journal 19:20**
19.40 16:9 HD **Hoagascht** Von Bierbrauern und Hopfenbauern
20.10 16:9 HD **Wetter**
20.15 ★ **Tödliche Magie** Drama (GB/AUS 2007) Mit Guy Pearce. Regie: Gillian Armstrong
22.00 16:9 HD ★ **The Sixth Sense** Thriller (USA 1999) Mit Bruce Willis. Regie: M. Night Shyamalan
0.00 16:9 HD ★ **Dämonen** Thriller (A 2016)
0.15 16:9 HD ★ **Tödliche Magie** Drama (GB/AUS 2007) Mit Guy Pearce
1.45 16:9 HD ★ **The Sixth Sense** Thriller (USA 1999) Mit Bruce Willis

3sat

19.30 16:9 HD **Kulturpalast** Vermessung des Körpers (5/5)
20.00 HD **Tagesschau**
20.15 16:9 HD ★ **Solness** TV-Drama (D 2015) Mit Thomas Sarbacher. Der Architekt Harald Solness wird von einer jungen Frau namens Hilde mit seiner Vergangenheit konfrontiert.
21.40 16:9 HD **Rock the Classic** (1/5) Dexico
22.20 16:9 HD **Rock the Classic** (2/5) Trauffer
23.05 16:9 **Precht** Geld regiert die Welt Gespräch mit Prof. Marcel Fratzscher
23.50 16:9 **Deutschland, deine Künstler**
1.15 16:9 HD **lebens.art**

ZDF

19.20 HD **Wetter**
19.25 16:9 **Herzensbrecher – Vater von vier Söhnen** Familienserie. Preis der Liebe
20.15 16:9 HD ★ **Stralsund – Vergeltung** TV-Kriminalfilm (D 2016) Mit Katharina Wackernagel. Regie: Lars Gunnar Lotz
21.45 16:9 **Der Staatsanwalt** Krimiserie
22.45 HD **heute-journal**
23.00 16:9 HD **Das aktuelle Sportstudio**
0.25 HD **heute Xpress**
0.30 16:9 **heute-show** Nachrichtensatire mit Oliver Welke
1.00 16:9 HD ★ **Largo Winch – Tödliches Erbe** Thriller (F/B 2008) Mit Tomer Sisley

OKTO

7.00 **Democracy Now!**
19.00 **Mulatschag** Talk
19.30 **Jukebox** Magazin
20.00 **Wiener Stadtgespräch**
21.45 **Wiener Vorlesungen analytischdiskursiv**
0.00 **Afrika TV**
0.30 **Newcomer** Magazin

RADIO

Lounge.fm **Zur vollen Stunde** Nachrichten von derStandard.at

Ö1 **7.00** Morgenjournal **7.33** Guten Morgen **7.55** Schon gehört? **8.00** Morgenjournal **8.10** Ö1 heute **8.15** Pasticcio **9.05** Hörbilder **10.05** Ö1 Klassik-Treffpunkt. Mit Renate Burtscher **11.35** Schon gehört? **11.40** help **12.00** Mittagsjournal **13.00** Ö1 bis zwei – le week-end. Mit Elke Tschaikner, Christian Scheib **14.00** „Nach dem Verschwinden“ **15.05** Apropos Musik. In memoriam Peter Sadlo. Mit Philipp Weismann **17.05** Diagonal**19.05** Logos **19.30** Gioachino Rossini: „La donna del lago“. Oper in zwei Akten. Mit Juan Diego Flórez (Giacomo/Uberto), Salome Jicia (Elena), Marko Mimica (Duglas), Michael Spyres (Rodrigo), Varduhi Abrahamyan (Malcom), Ruth Iniesta (Albina), Francisco Brito (Serano und Bertram), Chor und Orchester des Teatro Comunale Bologna, Michele Mariotti (Leitung). Aufgenommen am 8. August in der Adriatic Arena, Pesaro **22.30** Nachtbilder **23.25** Die Ö1 Jazznacht. Fünf Millionen Pesos: Edi Nulz. Mit Nikolaus Schauerhuber

FM4 **6.00** FM4-Morning Show **10.00** FM4-Update. Service und Lifestyle. Tipps für Film, Musik, Internet und Veranstaltungen **12.00** FM4-Reality Check **13.00** FM4-Connected **17.00** FM4-Charts **19.00** FM4-DaviDecks **21.00** FM4-Solid Steel Radio Show **22.00** FM4-Swound Sound System **0.00** FM4-Digital Konfusion **3.00** FM4-Sleepless. Das Nachtprogramm mit viel Musik

Kulturwissenschaftliche Bemerkungen zum Fluss der Zeit

Ansichten von der Zeit

„Time is on my side“, sangen einst die Rolling Stones. Ist die Zeit wirklich auf unserer Seite? Nur unter äußerst günstigen Umständen. Über ein höchst verzwicktes Phänomen, ohne das es keine Melancholie gäbe.

Wolfgang Müller-Funk

Beginnen wir einfach mit der Behauptung, dass Zeit, für den modernen Menschen etwas ganz Selbstverständliches, eines der kompliziertesten Phänomene in unserem Leben darstellt, letztendlich viel komplizierter ist als der heute kulturwissenschaftlich so populäre Raum, der übrigens weniger ein Gegenstück, sondern viel eher ein Komplement darstellt. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die unsichtbare Zeit, die sich nur indirekt zeigt, aber eben nicht sichtbar ist, zumeist mit räumlichen Metaphern veranschaulicht wird. Klarerweise ist nämlich der Zeitraum kein Raum, sondern der Versuch, die Zeit fassbar zu machen und einen Zeitabschnitt – wieder eine räumliche Metapher – so zu fixieren, als handle es sich bei der Zeit um einen Raum.

Fast alle Zeitmesser, die zugleich Zeit objektivieren und für alle gleich machen, kommen nicht ohne räumlichen Behelf aus, so etwa die alten Sand-, Wasser- und Sonnenuhren. Die traditionelle Armbanduhr ist ein Anschauungsobjekt, auf dem sich Zeiger auf einer markierten Kreisfläche bewegen. Die blanke, abstrakte Zahl von heute ist der vorläufige Endpunkt der Abstraktion.

Am Ufer des Zeitflusses

Auch die berühmte Metapher des Flusses, die das Vorübergehende und Unumkehrbare der Zeit versinnbildlicht, ist der Versuch, Zeit „sinnlich“ einzufangen. Das Bild des grübelnden Philosophen am Ufer hat einen Fehler: Er befindet sich scheinbar außerhalb des Flusses, aber eigentlich müsste er sich selbst in ihm befinden. Mit diesem Tableau wird eine menschliche Gestimmtheit sichtbar, die ohne die Zeit undenkbar ist: die Melancholie, der Schmerz darüber, dass alles unwiederbringlich verloren ist. Dass nichts bleibt, wie es war. Während der Raum also Stabilität verbürgt, ist mit der Zeit stets Unsicherheit verbunden. Übrigens versuchen alle Utopien und Paradiese, die Zeit stillzustellen.

Dass die Zeit ein höchst verzwicktes Phänomen ist, wissen wir seit dem heiligen Augustinus, der, wenn man so will, die Zeit dadurch bestimmte, dass sie nicht ist. Denn die Vergangenheit *ist* nicht, sie ist schon vergangen, und die Zukunft hat noch nicht stattgefunden; die Gegenwart wiederum lässt sich nicht anhalten. Zeit ist flüssig, sie passt nicht zu jenem Wort „sein“, das Stabilität zu verbürgen scheint. Zeit wäre also nur, wenn die Zeiger stillständen, aber dann gäbe es keine Zeit mehr, sondern allenfalls eine Endlosschleife.

Anders, als noch Immanuel Kant dachte, ist die Zeit nicht etwa eine unabhängige Größe, sondern sie, die doch das Fundament aller Geschichte und aller Geschichten sowie die Basis allen Erzählens darstellt, hat selbst eine Geschichte. Menschen zu verschiedenen Zeiten und in anderen Räumen haben in anderen Zeitmustern gelebt. Kurzum, die Zeit ist nichts Natürliches, sondern ein kulturelles Konstrukt. Die traditionelle Kulturgeschichte ist so weit gegangen zu behaupten, dass die griechische Antike eine Kultur des Raumes und die jüdisch-christliche Welt eine der Zeit gewesen sei. Daran ist mindestens wahr, dass die Antike keine zielgerichtete Erlösungsgeschichte kennt, die von einem Anfang, der Schöpfung, über einen Sündenfall zu einem erlösenden Ende führt, wie dies im Messianismus von Judentum, Christentum und tendenziell auch im Islam der Fall ist.

Die Geschichte der Zeit hat indes noch eine ganz andere Dimension. Die okzidentale Moderne erweist sich als das ehrgeizige Projekt, die Zeit zu zähmen, sie in mathematische Einheiten zu zerhacken, sie messbar zu machen und zu verallgemeinern, sodass sie als objektive Zeit für alle sichtbar ist. Ohne diese kulturelle Zurichtung der Zeit wäre die technisch und sozial komplexe Welt undenkbar. In ihrer Bedeutung lässt sich die objektivierte Zeit nur mit dem Geld vergleichen, das freilich ohne die neuen objektiven Zeitmuster undenkbar wäre. Was sind Zins und Kreditnahme anderes, als Geld, das man nicht hat, zu investieren in der Hoffnung, dass es zu einem späteren Zeitpunkt – übrigens wieder eine Raummetapher – so viel einbringt, dass man nicht nur die Schulden zurückzahlen, sondern von dem so Erwirtschafteten probat leben kann?

Die moderne Gesellschaft, vom Flugverkehr bis zur Eisenbahn, von der Schule bis zu unserem Terminkalender und allen modernen Institutionen, ist undenkbar ohne die Zeitmessung, die in den von der Gesellschaft abgewandten Klöstern zu Ende des Mittelalters ihren Anfang nahm, um für alle Mönche – mittels Glockenschlags – ein gültiges Zeitregime zu etablieren, das sich nicht länger auf ein Ungefähr des Sonnenstands verließ. Es war übrigens die Eisenbahn, die maßgeblich zur Schaffung von einheitlichen Zeitzonen geführt hat und der Wiener und der Prager, der Mannheimer und der Heidelberger Zeit ein Ende bereitet hat.

Schließlich ist die moderne Zeitung, die vielfach das Wort „Zeit“ oder „Time“ im Namen trägt, das zentrale Medium des Gutenberg-Zeitalters, ein kulturelles Geschöpf neuer Zeitmuster und Zeitregime. Was geschehen ist, soll möglichst zeitnah erzählt und analysiert werden. Die Zeitung versucht das schier Unmögliche: die zeitliche Kluft zwischen einem Geschehen, nah wie fern, und seiner narrativen Wiedergabe zu schließen. Nachfolgende technische Medien haben diese Idee „chronisch“ radikalisiert, das Radio, das Fernsehen und das digitale Netz unserer Tage. Aber die Kernüberlegung von Aktualität ist bereits in das Gutenberg-Medium Zeitung eingeschrieben. Ohne solche verallgemeinerten Zeitmuster wäre der kulturelle Effekt der „Globalisierung“ undenkbar: in einem virtuellen Raum scheinbar in derselben Zeit zu leben.

Die Kehrseite davon ist, dass wir, die wir uns scheinbar die Zeit unterworfen haben, von ihr unterworfen sind – auch eine Dialektik der Aufklärung. Die Sehnsucht nach Entschleunigung und die Suche nach „zeitlosen“ Nischen der Langsamkeit sind Symptome dieses Unterworfenseins. Wie schön, plötzlich eine alte Zeitung zu lesen, die Jahre zweckentfremdet als Verpackungsmaterial gedient hat!

Zeit und Raum sind keine Gegenstücke, sie ergänzen einander, sagt Wolfgang Müller-Funk.
Foto: Heribert Corn

Die Moderne besteht aus ihrem Vollzug und dem Unbehagen daran. Der Triumph der „objektiven“ Zeit, der Zeit des Man, wie sie Heidegger nicht ohne Verachtung genannt hat, hat, ganz unbeabsichtigt, die subjektive Seite der Zeit zutage gefördert. Auch wenn wir uns alle der Zeit unterwerfen und mehr oder minder pünktlich zu einer Verabredung, in die Redaktionssitzung oder ins Seminar kommen, haben wir doch auch innere, nur uns eigene Zeitmuster. Wie wir Zeit erfahren, wie lange für uns Zeit dauert, hängt zudem von unserer subjektiven Gestimmtheit ab, wobei die schönen, glücklichen und erfüllten Stunden vorbeifliegen, während das Langweilige und Unangenehme sich zieht, nicht enden will. „Time is on my side“, sangen einst die Rolling Stones, aber das gilt nur unter äußerst günstigen Umständen.

WOLFGANG MÜLLER-FUNK (63) ist Professor für Kulturwissenschaften, er lehrt an der Universität Wien und ist zurzeit Visiting Scholar an der New School for Social Research in New York. Im Jahr 2000 war er Kurator der oberösterreichischen Landesausstellung „Zeit – Phantom, Mythos, Realität“. Zuletzt erschienen: „Theorien des Fremden“ (2016).

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

Cordula Reyer mit Modedesigner Helmut Lang im Atelier von Künstler Kurt Kocherscheidt, 1990.

Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

Foto: APA

Die Wahrheit sei eine Tochter der Zeit, hieß es unter Schwarz-Blau. Tatsachen flatterten schon damals wie Fahnen im Wind, dabei gab es den Begriff postfaktisch noch gar nicht.

Postfaktisches Bewirtschaften von Launen

Argumentative Folgerichtigkeit und das Prinzip der Widerspruchsfreiheit scheinen neuerdings außer Kraft gesetzt. Jeder behauptet nicht nur, was er mag, sondern schafft sich dazu auch noch die passenden „Fakten". Das hat schwerwiegende Folgen.

Georg Cavallar

Rudy Giuliani, der ehemalige Bürgermeister von New York, hat in einer Rede wohl das beste Beispiel für den Trend zur postfaktischen Befindlichkeit geliefert. Der Unterstützer Donald Trumps meinte, es habe in den acht Jahren vor der Präsidentschaft Obamas keine „erfolgreichen islamistischen Anschläge in den USA" gegeben. Die Terroranschläge vom 11. September 2001 ignorierte er, relevanter waren offenbar das eigene Gefühl und das der Zuhörer, dass „irgendwie" mit dem Demokraten Obama alles, inklusive Terror, schlimmer geworden sei.

Kein Recht auf eigene Fakten

In der postfaktischen Befindlichkeitsgesellschaft wird aus dem Recht auf die eigene Meinung und auf Interpretation und Bewertung von Fakten das Recht auf eigene Fakten. Empirische Belege, wissenschaftliche Erkenntnisse und das Prinzip der Widerspruchsfreiheit interessieren nicht mehr. Georg Pazderski von der Alternative für Deutschland konterte das belegbare Argument, 98 Prozent der Migrantinnen und Migranten würden in Deutschland friedlich leben, mit dem Satz: „Es geht nicht nur um die reine Statistik, sondern es geht da drum, wie das der Bürger empfindet. Das heißt also: Das, was man fühlt, ist auch Realität." Frei nach Brecht: Wenn eigene Empfindungen und Gefühle mit der Wirklichkeit in Konflikt geraten, muss die Wirklichkeit daran glauben.

Radikale und populistische Polemik, Hetze und einseitige Propaganda sind in Internetforen Alltag geworden. Die Themen sind oft austauschbar: Brexit, Muslime, Immigranten, Trump, Ceta, TTIP. Die Mehrheit der Österreicher ist etwa gegen den Freihandel, obwohl mittlerweile mehr als die Hälfte aller Waren und Dienstleistungen exportiert werden und Österreichs Wohlstand zu einem beträchtlichen Teil darauf beruht (Hans Rauscher im STANDARD vom 16. September). Triumphieren hier nicht eigene Befindlichkeiten und diffuse Befürchtungen über Realitätsbezug und Klugheit?

Ein Recht auf die eigene Meinung ist sinnvoll, aber sie muss begründet werden. Ein Recht auf eigene Fakten ist Unsinn. „Nein, gerade Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen." Dieser Satz Nietzsches bestätigt genau das, was er infrage stellt: Es gibt einen Unterschied zwischen Tatsachen und Interpretationen, und damit gibt es auch eigenständige Tatsachen. Diese können häufig unterschiedlich interpretiert werden, aber die Interpretationsspielräume sind begrenzt. Aus dem Atheisten Nietzsche kann ich keinen gläubigen Christen machen. Aus seinem Todesjahr 1900 nicht das Jahr 1902. Aus seinem „Willen zur Macht" nicht eine platonische Metaphysik. Kriterien wie Erfahrung, Widerspruchsfreiheit, Intersubjektivität und Objektivität sind relevant, auch wenn hier ebenfalls klare Grenzen fehlen.

Interpretationen

Das postfaktische Befindlichkeitsdenken schließt fälschlicherweise aus der Tatsache, dass es Interpretationsspielräume gibt, darauf, dass deshalb jede beliebige Interpretation zulässig und gleich berechtigt sei.

Georg Cavallar: Befindlichkeitsaustausch statt Debatte.

Foto: privat

Das „Ich habe ein Recht auf meine eigene Meinung" beruft sich auf genau jene europäischen Traditionen des Natur- und Vernunftrechts, des Humanismus und der Aufklärung, die dieses Recht immer mit der Verpflichtung verbunden haben, die eigene Meinung auch nach bestem Wissen und Gewissen vernünftig zu begründen. Die Behauptung „Jeder hat hier seine eigene Perspektive" setzt tendenziell die eigene Subjektivität absolut (und stellt damit einen Wahrheitsanspruch, den sie nicht begründen kann), statt die eigene Perspektive einer öffentlichen und kritischen Überprüfung durch andere auszusetzen.

Fatale Konsequenzen

Das postfaktische Befindlichkeitsdenken ist nicht nur philosophisch fragwürdig, es hat auch fatale demokratiepolitische Auswirkungen. An die Stelle der gemeinsamen Wahrheitssuche tritt der Austausch von Befindlichkeiten, in dem Menschen, die sich um die Kultivierung der Anlage zur Vernunft bemühen, als „vernunftgläubig" oder als „Ratiofaschisten" (Paul Feyerabend) abgekanzelt werden.

Eduard Kaeser warnte unlängst in der *Neuen Zürcher Zeitung* davor, dass „die Bewirtschaftung von Launen" zum „gefährlichen Zustand erkenntnistheoretischer Verantwortungslosigkeit" und zu einer Unterminierung von Aufklärung, Wissenschaft und demokratischem Rechtsstaat führe. In diesem soll es unterschiedliche Meinungen, Befindlichkeiten und Interpretationen geben, aber sie sind durch einen selbst und durch andere auf ihre Legitimität zu prüfen. Ohne diesen öffentlichen Raum der wechselseitigen Überprüfung und Kritik verkommt eine Gesellschaft zu sektenähnlichen Gruppierungen, deren Mitglieder sich gegenseitig in ihren Vorurteilen und Befindlichkeiten bestätigen.

Übrig bleiben Propaganda, Manipulationen, Befindlichkeitsstudien und Lügen. Damit werden die Grundlagen des pluralistischen, demokratischen Rechtsstaats unterminiert. Der Appell an die Wahrheit – so Eduard Kaeser – sei „überlebenswichtig für demokratische Gesellschaften". Aber das klingt, wie er selbst konzediert, „altväterisch". Andererseits: Auch postfaktische Populisten wie Giuliani stellen implizit Wahrheitsansprüche. Sie entziehen sich allerdings schon in den Ansätzen jeder kritischen Überprüfung.

GEORG CAVALLAR ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien und AHS-Lehrer. Er schreibt derzeit an seinem neuen Buch über Islam, Aufklärung, Moderne und die erweiterte Denkungsart.

ANTONIO FIAN

Zeitfragen

(Fußgängerzone in der Wiener Innenstadt. Straßenbefragung. Reporter hält einen vorübereilenden Passanten an.)
REPORTER: Darf ich Sie etwas fragen?
PASSANT: Wenn es nicht zu lang dauert.
REPORTER: Was ist Ihre Meinung zur Zeit?
PASSANT: Lese ich nicht. Wer liest denn überhaupt *Zur Zeit* außer dem Mölzer? Na ja, der Traxler. Der liest sogar *alles roger?*. Wahnsinnig pflichtbewusst, der Mann.
REPORTER: Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung zu *Zur Zeit* gefragt, sondern um Ihre Meinung zur Zeit.
PASSANT: Lese ich auch nicht. Aber wenn Sie schon fragen: *Die Zeit* ist eine larmoyante Aufgeblasenheit bildungsbürgerlicher Onanisten.
REPORTER: Es geht hier nicht um Zeitungen! Es geht um die Zeit!
PASSANT: Warum sagen Sie das nicht gleich?
REPORTER: Wie ist Ihre Meinung zur Zeit?
PASSANT: Meinen Sie die Zeit zurzeit oder die Zeit an sich?
REPORTER: An sich.
PASSANT: Da fragen Sie mich zur Unzeit. Zur Zeit an sich habe ich zurzeit keine Meinung.

(Vorhang)

Die Zeit

Eine Einreichung beim diesjährigen Literaturpreis Ohrenschmaus

Herbert Schinko

Es ist Viertel nach 8.
Die Zeit bleibt nicht stehen.
Die Zeit muss man ganz fest halten.
Die Zeit muss man behalten.
Die Zeit muss man in die Herzen hineintun, wenn ich Zeit habe.
Die Zeit kommt irgendwo anders hin.
Die Zeit habe ich in meinem Zimmer.
Die Zeit habe ich zum Baden.
Die Zeit brauche ich zum Arbeiten.
Die Zeit bleibt bei mir.

Auf der Uhrzeit ist es halb 9.
Die Zeit vergeht, weil die Uhr so schnell geht.
Die Zeit habe ich, wenn ich aufstehe.
Die Zeit habe ich zum Fensteraufmachen.
Die Zeit habe ich zum Zähneputzen.
Die Zeit habe ich zum Frühstücken.
Die Zeit habe ich zum Schreiben.
Die Zeit habe ich, um Maria zu besuchen.
Die Zeit muss ich haben.

Die Zeit kommt immer öfter, weil die Zeit ist so wichtig, weil die Zeit nicht stehen bleibt.
Meine Uhrzeit stimmt gar nicht.
Im Wohnzimmer und im Zimmer stimmt die Uhrzeit nicht mehr.
Gestern habe ich an der Uhr gesehen, dass die Zeit nicht immer stimmt.
Die Zeit kommt immer zu uns.

Die Zeit kann man lesen auf der Uhr, dass die Uhrzeit 10 Uhr ist.
Die Zeit habe ich, in die Werkstatt zu gehen und zu arbeiten.
Die Zeit gefällt mir ganz gut, weil die Zeit wird immer bei uns bleiben.
Wir haben die Zeit zum Schreiben.
Wir kommen jeden Freitag zum Schreiben, weil wir so viel Sachen schreiben,
weil wir so viel wissen.
Die Zeit muss man festhalten.
Die wichtige Zeit kommt.
Die Zeit ist immer richtig, weil die Zeit stimmt vollkommen.

Ich muss mir die Zeit nehmen.
Ich will die Zeit schon nehmen.
Welche Zeit ist mir lieber?
Um halb 2 sind wir fertig, weil die schönste Zeit ist.
Weil die Zeit nicht stehen bleibt, die kommt immer her.
Die Zeit muss man nehmen.
Die Zeit muss man halten.
Die Zeit brauch ich zum Üben.
Die Zeit rennt immer weiter.
Die Zeit muss nicht stehen bleiben.
Die Zeit muss nicht weggehen.
Die Zeit soll da bleiben bei mir.

HERBERT SCHINKO (Jg. 1982) ist Mitglied der Caritas für Menschen mit Behinderungen in St. Pius / OÖ und schreibt Tagebücher, Geburtstagsreden und Briefe an seine Brieffreundin. 2008 erhielt er einen Ehrenpreis beim Literaturpreis Ohrenschmaus. Dieser versteht sich als Förderpreis, der Texte von Menschen mit Lernbehinderungen prämiert und ihnen den Zugang zur Literatur ermöglicht. Die Jury um Schirmherr Felix Mitterer sucht herausragende Texte von intellektuell behinderten Menschen, die Lesern neue Einblicke in das Leben und Denken behinderter Menschen ermöglichen und zur Vielfalt der Literaturlandschaft beitragen. Kommenden Donnerstag werden die Preise im Wiener Museumsquartier (Ovalhalle, Einlass ab 17.30) verliehen.
ohrenschmaus.net

Herbert Schinko macht sich Gedanken über die Zeit.

Foto: Ohrenschmaus

Foto: APA

Die Wahrheit sei eine Tochter der Zeit, hieß es unter Schwarz-Blau. Tatsachen flatterten schon damals wie Fahnen im Wind, dabei gab es den Begriff postfaktisch noch gar nicht.

Postfaktisches Bewirtschaften von Launen

Argumentative Folgerichtigkeit und das Prinzip der Widerspruchsfreiheit scheinen neuerdings außer Kraft gesetzt. Jeder behauptet nicht nur, was er mag, sondern schafft sich dazu auch noch die passenden „Fakten". Das hat schwerwiegende Folgen.

Georg Cavallar

Rudy Giuliani, der ehemalige Bürgermeister von New York, hat in einer Rede wohl das beste Beispiel für den Trend zur postfaktischen Befindlichkeit geliefert. Der Unterstützer Donald Trumps meinte, es habe in den acht Jahren vor der Präsidentschaft Obamas keine „erfolgreichen islamistischen Anschläge in den USA" gegeben. Die Terroranschläge vom 11. September 2001 ignorierte er, relevanter waren offenbar das eigene Gefühl und das der Zuhörer, dass „irgendwie" mit dem Demokraten Obama alles, inklusive Terror, schlimmer geworden sei.

Kein Recht auf eigene Fakten

In der postfaktischen Befindlichkeitsgesellschaft wird aus dem Recht auf die eigene Meinung und auf Interpretation und Bewertung von Fakten das Recht auf eigene Fakten. Empirische Belege, wissenschaftliche Erkenntnisse und das Prinzip der Widerspruchsfreiheit interessieren nicht mehr. Georg Pazderski von der Alternative für Deutschland konterte das belegbare Argument, 98 Prozent der Migrantinnen und Migranten würden in Deutschland friedlich leben, mit dem Satz: „Es geht nicht nur um die reine Statistik, sondern es geht da drum, wie das der Bürger empfindet. Das heißt also: Das, was man fühlt, ist auch Realität." Frei nach Brecht: Wenn eigene Empfindungen und Gefühle mit der Wirklichkeit in Konflikt geraten, muss die Wirklichkeit daran glauben.

Radikale und populistische Polemik, Hetze und einseitige Propaganda sind in Internetforen Alltag geworden. Die Themen sind oft austauschbar: Brexit, Muslime, Immigranten, Trump, Ceta, TTIP. Die Mehrheit der Österreicher ist etwa gegen den Freihandel, obwohl mittlerweile mehr als die Hälfte aller Waren und Dienstleistungen exportiert werden und Österreichs Wohlstand zu einem beträchtlichen Teil darauf beruht (Hans Rauscher im STANDARD vom 16. September). Triumphieren hier nicht eigene Befindlichkeiten und diffuse Befürchtungen über Realitätsbezug und Klugheit?

Ein Recht auf die eigene Meinung ist sinnvoll, aber sie muss begründet werden. Ein Recht auf eigene Fakten ist Unsinn. „Nein, gerade Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen." Dieser Satz Nietzsches bestätigt genau das, was er infrage stellt: Es gibt einen Unterschied zwischen Tatsachen und Interpretationen, und damit gibt es auch eigenständige Tatsachen. Diese können häufig unterschiedlich interpretiert werden, aber die Interpretationsspielräume sind begrenzt. Aus dem Atheisten Nietzsche kann ich keinen gläubigen Christen machen. Aus seinem Todesjahr 1900 nicht das Jahr 1902. Aus seinem „Willen zur Macht" nicht eine platonische Metaphysik. Kriterien wie Erfahrung, Widerspruchsfreiheit, Intersubjektivität und Objektivität sind relevant, auch wenn hier ebenfalls klare Grenzen fehlen.

Interpretationen

Das postfaktische Befindlichkeitsdenken schließt fälschlicherweise aus der Tatsache, dass es Interpretationsspielräume gibt, darauf, dass deshalb jede beliebige Interpretation zulässig und gleich berechtigt sei.

Georg Cavallar: Befindlichkeitsaustausch statt Debatte.

Foto: privat

Das „Ich habe ein Recht auf meine eigene Meinung" beruft sich auf genau jene europäischen Traditionen des Natur- und Vernunftrechts, des Humanismus und der Aufklärung, die dieses Recht immer mit der Verpflichtung verbunden haben, die eigene Meinung auch nach bestem Wissen und Gewissen vernünftig zu begründen. Die Behauptung „Jeder hat hier seine eigene Perspektive" setzt tendenziell die eigene Subjektivität absolut (und stellt damit einen Wahrheitsanspruch, den sie nicht begründen kann), statt die eigene Perspektive einer öffentlichen und kritischen Überprüfung durch andere auszusetzen.

Fatale Konsequenzen

Das postfaktische Befindlichkeitsdenken ist nicht nur philosophisch fragwürdig, es hat auch fatale demokratiepolitische Auswirkungen. An die Stelle der gemeinsamen Wahrheitssuche tritt der Austausch von Befindlichkeiten, in dem Menschen, die sich um die Kultivierung der Anlage zur Vernunft bemühen, als „vernunftgläubig" oder als „Ratiofaschisten" (Paul Feyerabend) abgekanzelt werden.

Eduard Kaeser warnte unlängst in der *Neuen Zürcher Zeitung* davor, dass „die Bewirtschaftung von Launen" zum „gefährlichen Zustand erkenntnistheoretischer Verantwortungslosigkeit" und zu einer Unterminierung von Aufklärung, Wissenschaft und demokratischem Rechtsstaat führe. In diesem soll es unterschiedliche Meinungen, Befindlichkeiten und Interpretationen geben, aber sie sind durch einen selbst und durch andere auf ihre Legitimität zu prüfen. Ohne diesen öffentlichen Raum der wechselseitigen Überprüfung und Kritik verkommt eine Gesellschaft zu sektenähnlichen Gruppierungen, deren Mitglieder sich gegenseitig in ihren Vorurteilen und Befindlichkeiten bestätigen.

Übrig bleiben Propaganda, Manipulationen, Befindlichkeitsstudien und Lügen. Damit werden die Grundlagen des pluralistischen, demokratischen Rechtsstaats unterminiert. Der Appell an die Wahrheit – so Eduard Kaeser – sei „überlebenswichtig für demokratische Gesellschaften". Aber das klingt, wie er selbst konzediert, „altväterisch". Andererseits: Auch postfaktische Populisten wie Giuliani stellen implizit Wahrheitsansprüche. Sie entziehen sich allerdings schon in den Ansätzen jeder kritischen Überprüfung.

GEORG CAVALLAR ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien und AHS-Lehrer. Er schreibt derzeit an seinem neuen Buch über Islam, Aufklärung, Moderne und die erweiterte Denkungsart.

ANTONIO FIAN

Zeitfragen

(Fußgängerzone in der Wiener Innenstadt. Straßenbefragung. Reporter hält einen vorübereilenden Passanten an.)
REPORTER: Darf ich Sie etwas fragen?
PASSANT: Wenn es nicht zu lang dauert.
REPORTER: Was ist Ihre Meinung zur Zeit?
PASSANT: Lese ich nicht. Wer liest denn überhaupt *Zur Zeit* außer dem Mölzer? Na ja, der Traxler. Der liest sogar *alles roger?*. Wahnsinnig pflichtbewusst, der Mann.
REPORTER: Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung zu *Zur Zeit* gefragt, sondern um Ihre Meinung zur Zeit.
PASSANT: Lese ich auch nicht. Aber wenn Sie schon fragen: *Die Zeit* ist eine larmoyante Aufgeblasenheit bildungsbürgerlicher Onanisten.
REPORTER: Es geht hier nicht um Zeitungen! Es geht um die Zeit!
PASSANT: Warum sagen Sie das nicht gleich?
REPORTER: Wie ist Ihre Meinung zur Zeit?
PASSANT: Meinen Sie die Zeit zurzeit oder die Zeit an sich?
REPORTER: An sich.
PASSANT: Da fragen Sie mich zur Unzeit. Zur Zeit an sich habe ich zurzeit keine Meinung.

(Vorhang)

Die Zeit

Eine Einreichung beim diesjährigen Literaturpreis Ohrenschmaus

Herbert Schinko

Es ist Viertel nach 8.
Die Zeit bleibt nicht stehen.
Die Zeit muss man ganz fest halten.
Die Zeit muss man behalten.
Die Zeit muss man in die Herzen hineintun, wenn ich Zeit habe.
Die Zeit kommt irgendwo anders hin.
Die Zeit habe ich in meinem Zimmer.
Die Zeit habe ich zum Baden.
Die Zeit brauche ich zum Arbeiten.
Die Zeit bleibt bei mir.

Auf der Uhrzeit ist es halb 9.
Die Zeit vergeht, weil die Uhr so schnell geht.
Die Zeit habe ich, wenn ich aufstehe.
Die Zeit habe ich zum Fensteraufmachen.
Die Zeit habe ich zum Zähneputzen.
Die Zeit habe ich zum Frühstücken.
Die Zeit habe ich zum Schreiben.
Die Zeit habe ich, um Maria zu besuchen.
Die Zeit muss ich haben.

Die Zeit kommt immer öfter, weil die Zeit ist so wichtig, weil die Zeit nicht stehen bleibt.
Meine Uhrzeit stimmt gar nicht.
Im Wohnzimmer und im Zimmer stimmt die Uhrzeit nicht mehr.
Gestern habe ich an der Uhr gesehen, dass die Zeit nicht immer stimmt.
Die Zeit kommt immer zu uns.

Die Zeit kann man lesen auf der Uhr, dass die Uhrzeit 10 Uhr ist.
Die Zeit habe ich, in die Werkstatt zu gehen und zu arbeiten.
Die Zeit gefällt mir ganz gut, weil die Zeit wird immer bei uns bleiben.
Wir haben die Zeit zum Schreiben.
Wir kommen jeden Freitag zum Schreiben, weil wir so viel Sachen schreiben,
weil wir so viel wissen.
Die Zeit muss man festhalten.
Die wichtige Zeit kommt.
Die Zeit ist immer richtig, weil die Zeit stimmt vollkommen.

Ich muss mir die Zeit nehmen.
Ich will die Zeit schon nehmen.
Welche Zeit ist mir lieber?
Um halb 2 sind wir fertig, weil die schönste Zeit ist.
Weil die Zeit nicht stehen bleibt, die kommt immer her.
Die Zeit muss man nehmen.
Die Zeit muss man halten.
Die Zeit brauch ich zum Üben.
Die Zeit rennt immer weiter.
Die Zeit muss nicht stehen bleiben.
Die Zeit muss nicht weggehen.
Die Zeit soll da bleiben bei mir.

HERBERT SCHINKO (Jg. 1982) ist Mitglied der Caritas für Menschen mit Behinderungen in St. Pius / OÖ und schreibt Tagebücher, Geburtstagsreden und Briefe an seine Brieffreundin. 2008 erhielt er einen Ehrenpreis beim Literaturpreis Ohrenschmaus. Dieser versteht sich als Förderpreis, der Texte von Menschen mit Lernbehinderungen prämiert und ihnen den Zugang zur Literatur ermöglicht. Die Jury um Schirmherr Felix Mitterer sucht herausragende Texte von intellektuell behinderten Menschen, die Lesern neue Einblicke in das Leben und Denken behinderter Menschen ermöglichen und zur Vielfalt der Literaturlandschaft beitragen. Kommenden Donnerstag werden die Preise im Wiener Museumsquartier (Ovalhalle, Einlass ab 17.30) verliehen.
ohrenschmaus.net

Herbert Schinko macht sich Gedanken über die Zeit.

Foto: Ohrenschmaus

INITIATIVE ZUM VERBOT VON ATOMWAFFEN

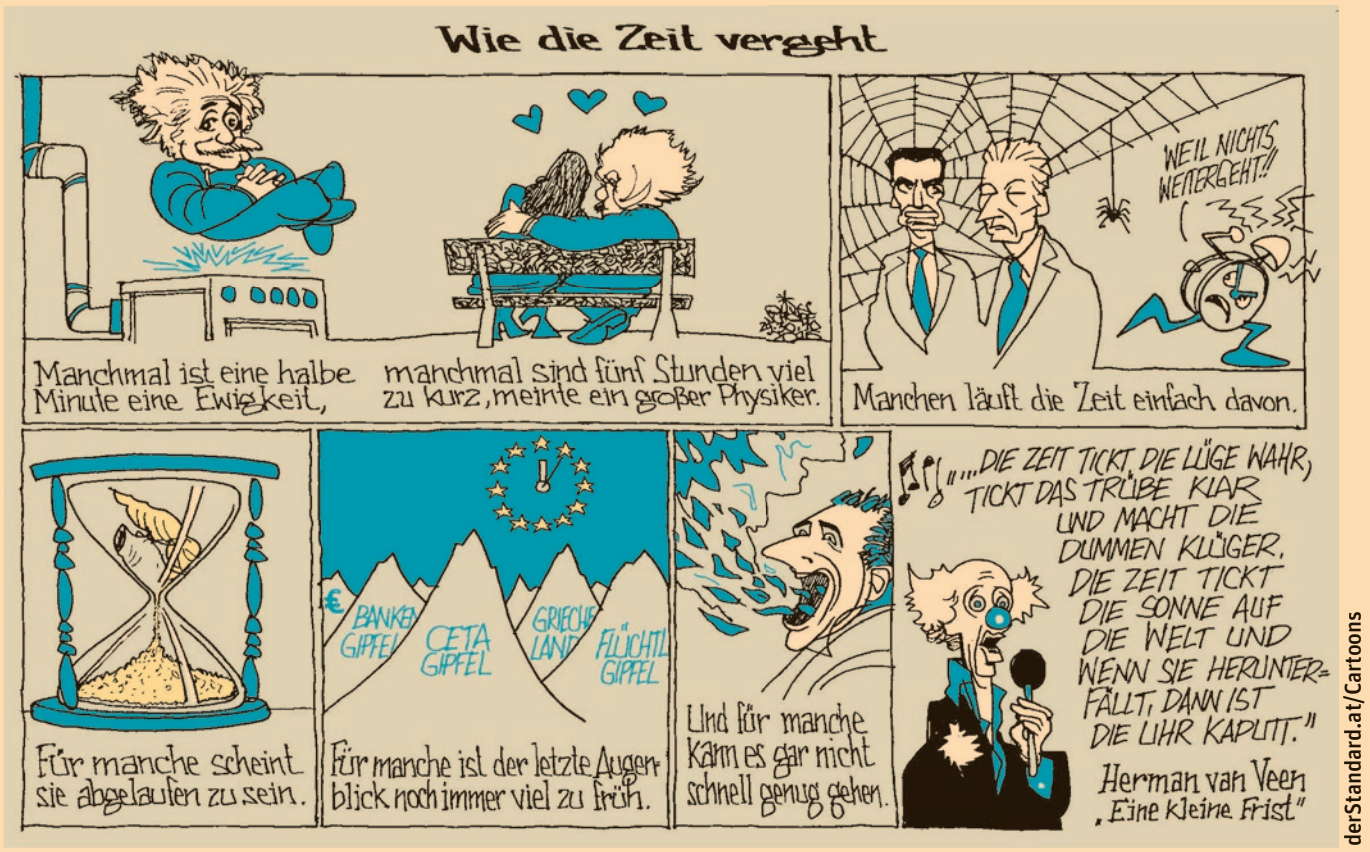
Frustbotschaft

Gudrun Harrer

In einer der Zeit gewidmeten STANDARD-Ausgabe darf ein Kommentar über Atomwaffen mit der zwiespältigen Information beginnen, dass diese länger und besser halten als ursprünglich gedacht: So ein Plutoniumkern steckt ein durchschnittliches (westliches/nördliches) menschliches Lebensalter leicht weg. Auch die allererste Bombengeneration kommt theoretisch gerade erst in die Jahre. Aber natürlich hat sich seitdem technisch viel getan.

Seit 1970 gibt es den Atomwaffensperrvertrag, der möglichst viele Staaten davon überzeugen sollte, auf diese Waffentechnologie zu verzichten. Das funktionierte nicht völlig – aber doch einigermaßen. Um die nuklearen Habenichtse bei Laune zu halten, versprachen die offiziellen Atommächte (USA, Russland, China, Großbritannien, Frankreich), an der eigenen Abrüstung zu arbeiten. Mit minimalen Fortschritten, zum Frust der Nicht-Atomwaffenstaaten.

Und nun ist die Uno-Vollversammlung so dreist und bereitet den Weg dafür, dass im März 2017 erstmals über ein Verbot von Atomwaffen verhandelt wird. Sicher, nach dieser Konferenz wird es nicht eine der – gut 15.000 – Atombomben weltweit weniger geben. Das wissen die Initiatoren, darunter Österreich, sehr wohl. Aber es geht ihnen darum, daran zu erinnern, dass inhumane Massenvernichtungswaffen im 21. Jahrhundert als Quelle der Unsicherheit, nicht der Sicherheit wahrgenommen werden sollten. Und das gilt auch, wenn die politischen Verhältnisse gerade nicht danach sind, Konsequenzen daraus zu ziehen.



ZEITUMSTELLUNG

Plädoyer für mehr Tageslicht

Petra Stuiber

PRO Zugegeben, das mit der Energieersparnis ist umstritten: Findet sich ein Experte, der argumentiert, das Vor- und Zurückstellen der Uhren spare Strom, finden sich zwei, die erklären, dafür werde mehr und länger geheizt – und drei, die sagen, dass das mit der Tourismusförderung auch nicht klappe. Sei's drum: Es ist im Winter früher hell und bleibt im Sommer länger licht – und das ist die ganze Umstellungssache allemal wert.

Wer je ein noch halb schlafendes Schulkind früh um sieben hinaus in die nachtdunkle Kälte gezerrt hat, freut sich über jeden vorwitzigen Lichtstrahl. Ganz zu schweigen von dem Aufatmen im späten Frühling, wenn man abends wieder länger draußen bleiben kann, ohne den Nachwuchs mit der Taschenlampe suchen zu müssen. Solange Arbeitgeber und Schulgewaltige in mitteleuropäischen Breiten glauben, sie müssten die Menschen zeitgleich mit den Hühnern aufscheuchen, spricht nichts gegen eine dem Tageslicht angepasste Zeitumstellung. Und sei es aus purem Mitleid.

Das Argument, das gefährde die Gesundheit von Mensch und Tier, sticht nicht: In Zeiten, da sogar Babys im Flugzeug um die Welt reisen, da wir Tag und Nacht online sind, komme man bitte nicht mit dem Biorhythmus. Das Internet ist zwar voll von Horrormeldungen (Topschlagzeile: „Sogar Kühe leiden!"), doch wäre die Natur tatsächlich so unflexibel – die Erde wäre längst ausgestorben. Insofern: Zeit umstellen, wieder abregen, einmal länger schlafen.

Unbewiesen und ungesund

Georg Pichler

KONTRA Die Einführung der Zeitumstellung in Deutschland und Österreich ist von jeher mit vermeintlicher Energieersparnis argumentiert worden. Egal, ob Weltkrieg oder Ölkrise, durch „längere Abende" erhoffte man sich eine Senkung des Stromverbrauchs. Ein Argument, das seitdem immer mehr entkräftet werden konnte. Viele Studien haben gezeigt, dass das Hin- und Herschieben einer Stunde die Gesamtbilanz bestenfalls nicht verändert oder schlimmstenfalls sogar verschlechtert. Der abends eingesparte Strom wird eben in der Früh verbraucht.

Doch als würde der Wegfall der einzigen Grundlage der halbjährlichen Chronometer-Manipulation nicht ausreichen, gibt es auch starke Indizien dafür, dass sie der Gesundheit der Menschen ganz und gar nicht zuträglich ist. Das abrupte Verkürzen oder Verlängern des Morgens ist laut einigen Forschern nicht gerade eine Wohltat für den Körper. Während manche Menschen von der Zeitumstellung gesundheitlich nicht beeinträchtigt scheinen, gibt es aber auch genug Betroffene, die sich teils wochenlang mit latenter Müdigkeit plagen müssen.

Worauf wartet man also noch? Es darf mittlerweile als gesichert angesehen werden, dass die Zeitumstellung die Energiebilanz insgesamt nicht verbessert. Und sie ist obendrein auch noch ungesund. Höchste Zeit, mit diesem jahrzehntealten Unfug Schluss zu machen.

Autoritäre Politik auf dem Vormarsch

Populisten schüren Ängste und fördern die Sehnsucht „nach einem starken Führer"

Alexandra Föderl-Schmid

Je unsicherer die Zeiten werden, desto mehr schwindet das Vertrauen in die Politik. Acht von zehn Österreichern, so eine jüngst von der Initiative Mehrheitswahlrecht und Demokratiereform in Auftrag gegebene OGM-Umfrage, haben „weniger" oder „gar kein" Vertrauen in die österreichische Politik. Laut einer Sora-Studie wächst die Sehnsucht „nach einem starken Führer" – gemeint ist: politische Führungskraft.

Auf Bundesebene hat das zum einen mit der mangelnden Reformfähigkeit der Regierung zu tun, die diese Woche auch bei ihrem Wirtschaftspaket nicht den angekündigten großen Wurf geschafft hat. Die Liste der Vorhaben, auf die sich SPÖ und ÖVP nicht einigen können, wird jede Woche länger. So kann man sich nicht auf ein Integrationsprogramm verständigen, sondern nur auf eine Liste von ehrenamtlichen Tätigkeiten, die Flüchtlinge ausüben dürfen. Die Auflistung von der Teilnahme an Krötenbegleitungen bis zu Sperrmüllaktionen ist beschämend, zumal man sich bei der Frage der Bezahlung – ein Euro oder mehr – bisher nicht einigen konnte.

Die Opposition tut ihr Übriges, um das Vertrauen in die Problemlösungskompetenz zu untergraben und Ängste zu verstärken. Beiträge aus den Reihen der Grünen und Linken zu den Freihandelsabkommen waren dazu angetan, Hysterie zu verbreiten. Jedes Mittel – auch die egoistische Blockade von belgischen Regionen – ist recht, um Ceta zu verhindern. Auch eine Allianz mit dem Boulevard ist dann legitim – der Zweck heiligt die Mittel.

Die FPÖ macht das, was sie seit Jörg Haiders Zeiten tut: Ressentiments schüren. Wenn Parteichef Heinz-Christian Strache behauptet, durch „ungebremsten Zustrom von kulturfremden Armutsmigranten" sei „mittelfristig ein Bürgerkrieg nicht unwahrscheinlich", weiß er, was er sagt.

Die Phänomene Politikerverdrossenheit und Populismus, die miteinander kommunizierende Gefäße sind, sind nicht auf Österreich beschränkt, wenn man sich die Entwicklungen in anderen europäischen Ländern und den derzeitigen US-Wahlkampf anschaut. Es gibt in der Bevölkerung reale Ängste, die begründet sind, aber auch gefühlte Ängste: Der Zugang zu Wohnung und Arbeit ist ein wesentliches Kriterium, Fragen der Verteilung und Solidarität in Wirtschaft und Gesellschaft, dazu kommen noch Identitätsthemen und Mitbestimmungsdefizite.

Populisten thematisieren genau diese Ängste vor Abstieg, kultureller Überfremdung, mangelndem politischen Mitspracherecht und Denationalisierung. Schuld sind die Flüchtlinge, die Muslime, die Linken, die Frauen, die EU. Der deutsche Soziologe Wilhelm Heitmeyer sieht einen „wirkungsvollen, zynischen Mechanismus, dass jede Gesellschaft ihre Randgruppen erzeugt, um sich selbst zu stabilisieren". Es braucht Sündenböcke und Feindbilder.

Die Frage ist, ob Parteien diese Entwicklungen sogar befördern, um Profit daraus zu ziehen. Oder ob sie Problemlösungen gar nicht (mehr) versuchen, um dem gerecht zu werden, was man bisher politische Verantwortung bezeichnete. Zu den Phänomenen unserer Zeit gehört auch die Zunahme radikalisierter Gruppen, die vor Gewalt nicht zurückschrecken und „das System" ablehnen.

Zu Beginn des Jahrtausends prognostizierte der 2009 verstorbene liberale Denker Ralf Dahrendorf, die Welt stehe vor einem autoritären Jahrhundert. Er könnte recht behalten.

KOPF DES TAGES

Die spanische Version einer Eisernen Lady

Über Nacht wurde Susana Díaz, Präsidentin der südspanischen Region Andalusien und Chefin der regionalen Sozialisten (PSOE-A), von der Hoffnungsträgerin zur an der Basis wohl meistgehassten Person. Die 42-jährige Juristin aus Sevilla gilt als Drahtzieherin des Sturzes von PSOE-Generalsekretär Pedro Sánchez und des Schwenks ihrer Partei vom Nein hin zu einer Duldung einer Minderheitsregierung unter dem Konservativen Mariano Rajoy.

Susana Díaz: Ambitionen auf den Vorsitz bei Spaniens Sozialisten.
Foto: Reuters

Die Chefin des stärksten sozialistischen Landesverbandes ist eine erbitterte Gegnerin eines Bündnisses mit der linken Protestpartei Podemos. Zu Hause regiert sie mit den rechtsliberalen Ciudadanos – und in Madrid verbaute sie Sánchez den Weg für eine linke Alternative zu Rajoy.

Díaz, verheiratet und Mutter eines einjährigen Kindes, hat gelernt, die Partei zu kontrollieren. Mit 17 trat die Tochter eines Installateurs und einer Hausfrau in die Sozialistische Jugend Andalusiens ein. Dort wurde sie bald Organisationssekretärin. Die praktizierende Katholikin wurde Stadträtin in Sevilla, Abgeordnete in Madrid und im andalusischen Parlament und schließlich regionale Ministerin für Gleichstellung und erneut Organisationssekretärin, dieses Mal des PSOE-A.

Als ihr Mentor, Landesvater José Antonio Griñán, wegen Korruptionsskandalen den Hut nehmen musste, beerbte ihn Díaz: Mithilfe der ihr treu ergebenen Bürgermeister sammelte sie für ihre Kandidatur die Unterschriften von mehr als der Hälfte der 45.000 andalusischen Parteimitglieder – die Urwahl wurde schlicht abgesagt.

Díaz verlor dennoch die Regionalwahlen. Der PSOE-A brauchte erstmals einen Koalitionspartner. Nach dem Podemos-Erfolg bei den EU-Wahlen 2014 brach Díaz überraschend mit der Vereinigten Linken (IU) und setzte 2015 Neuwahlen an. Es half nichts: Der PSOE-A verlor weitere Stimmen, und Podemos zog ins Regionalparlament ein. Seither regiert Díaz in Andalusien mit den Ciudadanos.

Díaz hat aber nationale Ambitionen. Sie unterstützte bei der Urwahl zum Generalsekretär mit Pedro Sánchez den schwächsten von drei Kandidaten – in der Hoffnung, ihn einmal zu beerben. Doch der machte sich selbstständig; Díaz setzte dem jetzt ein Ende, was ihrer Popularität im restlichen Spanien aber schadete. „Mit Díaz ist es wie mit Bier aus Sevilla: In Andalusien glauben alle, es sei das beste, doch anderswo trinkt es keiner", lautet ein Spruch, der seit Wochen durch die sozialen Medien geistert. *Reiner Wandler*

DER STANDARD Impressum und Offenlegung: **Herausgeber:** Oscar Bronner, Dr. Alexandra Föderl-Schmid; **Geschäftsführung:** Mag. Wolfgang Bergmann, Mag. Alexander Mitteräcker; **Verlagsleitung:** Thomas Letz; **Chefredaktion:** Dr. Alexandra Föderl-Schmid, Stellvertretung: Mag. Rainer Schüller; **Eigentümerin (100 %) / Medieninhaberin, Verlagsort, Redaktions- und Verwaltungsadresse:** STANDARD Verlagsgesellschaft m.b.H., A-1030 Wien, Vordere Zollamtsstraße 13; **Hersteller, Herstellungs- und Erscheinungsort:** Mediaprint Zeitungsdruckerei Ges.m.b.H. & Co. KG, 1232 Wien, Richard-Strauss-Straße 16; **Telefon: 01 53170**, Fax-DW: **Redaktion:** 131, Anzeigen: 485, Abo: 330; **E-Mail-Adressen:** vorname.zuname@derStandard.at, leserbriefe@derStandard.at, aboservice@derStandard.at, anzeige@derStandard.at; **Internet:** http://derStandard.at/Abo; **Abo-Preise Inland** (in Klammern für Studierende/Schüler) jährlich: **€ 430,–** (265,–), monatlich: **€ 39,–** (25,–), für einzelne Wochentage – pro Tag und Jahr: **€ 90,–** (57,–); **Abo-Service: 0800 501 508**; Alle Rechte, auch die Übernahme von Beiträgen nach § 44 Abs 1 Urheberrechtsgesetz: © STANDARD Verlagsgesellschaft m.b.H., Art-Copyright: VBK, Wien, **DVR 554219;** Reichweite: **MA 2015/2016:** 5,4 %, 395.000 Leser; **ÖAK**-geprüfte Auflage; **Offenlegung** gem. § 25 MedienG und **ausführliches Impressum** siehe: http://derStandard.at/Offenlegung. **Dem Ehrenkodex der österreichischen Presse verpflichtet.**

Zeitwohlstand: Ein einjähriges Experiment

Im Club der Zeitmillionäre

Die deutsche Autorin **Greta Taubert** hat sich ein Jahr Zeit genommen – wortwörtlich. Statt ihrer regulären Arbeit nachzugehen, zeltete sie mit Anarchisten, arbeitete in einer Kommune, traf Zeitforscher und trank Kaffee.

INTERVIEW: *Lara Hagen*

STANDARD: *Sie haben ein Jahr lang auf Jobanfragen mit einer freundlichen Absage reagiert und sich stattdessen Gedanken zum Thema Zeit gemacht. Ist jetzt wieder Alltagsstress angesagt?*
Taubert: Eigentlich hat sich gar nicht so viel verändert. Ich sehe mich noch immer als Zeitwohlständlerin. Interessant war, dass die Lust am Arbeiten durch den bewussten Abstand gewachsen ist. Denn Zeitwohlständler oder Zeitmillionär zu sein hat nichts mit viel Freizeit zu tun, sondern damit, frei über seine Zeit zu verfügen. Dass das anstrengend sein kann, werden viele Rentner oder Arbeitslose bestätigen.

STANDARD: *Mit faulem Herumliegen und Chillen war also nichts?*
Taubert: Auch das habe ich versucht, hielt es aber nicht lange durch. Ich traf viele Menschen, die frei über ihre Zeit verfügen oder sich mit dem Thema auseinandersetzen. Am spannendsten war da sicher der Besuch eines anarchistischen Camps. Das war regelrecht erschreckend. Ein Leben ganz ohne Strukturen ist nichts für mich, das habe ich erkannt.

STANDARD: *Wieso haben Sie denn überhaupt alles hingeschmissen und das Experiment gestartet? Als Freiberuflerin verfügten Sie ja bereits über Ihre eigene Zeit.*
Taubert: Das stimmt teilweise. Aber als Freiberufler hat man dennoch stets eine Art innere Infrastruktur, man trägt ein Korsett und muss funktionieren, Aufträge einholen, Netzwerke knüpfen. Wenn man dieses Korsett ablegt, muss man sich erst mal damit auseinandersetzen, wie man eigentlich funktioniert.

STANDARD: *Und wie funktionieren Sie?*
Taubert: Ich habe zum Beispiel gemerkt, dass ich gegen 16 Uhr total unproduktiv bin. Es ergäbe also keinen Sinn, wenn ich einen Job habe, an dem ich bis 18 Uhr arbeite, weil ich zwei Stunden nichts schaffe. Ich habe außerdem lernen müssen, Nein zu sagen. Mir ist das zunächst sehr schwer gefallen. Im Normalfall tendieren wir ja dazu, es allen Recht machen zu wollen. Aber das Kürzertreten hat bei mir auch zu mehr Selbstvertrauen geführt, denke ich.

STANDARD: *Sie hören also mehr auf das, was Sie wollen. Sind das Projekte für die Arbeit, ist es Zeit für Familie oder lange Reisen?*
Taubert: Eine konkrete Antwort fällt mir da schwer. Ich denke, das Wichtigste ist für mich noch immer, der Logik des Kapitalismus die Idee des Momentalismus entgegenzusetzen. Ich will konkreten Momenten meine Leidenschaft widmen und dann ganz bei der Sache sein. Ob das ein Projekt für die Arbeit ist, der neue Gemeinschaftsgarten oder einfach ein intensives Gespräch mit jemandem.

STANDARD: *Der Umstand, dass so viele Menschen in Ihrem Umfeld ihre Sätze mit „Ich muss noch …“ beginnen, war ein Auslöser, das Experiment zu starten.*
Taubert: Genau. Keine Zeit zu haben gilt in manchen Kreisen ja regelrecht als Qualitätsmerkmal. Ich wollte dann Orte und Menschen besuchen, die diese Imperative des Müssens nicht leben. Die Freiheit zu haben, so zu leben und zu arbeiten, wie es mich erfüllt, ist meine Definition von Reichtum.

STANDARD: *Sie werfen die Frage selbst auf: Muss man es sich nicht leisten können, so zu leben? Hippe Leute mit ordentlich Erspartem im Hintergrund sind in der Lage, aber die alleinerziehende Frau Mitte 50, die nicht mehr Vollzeit arbeiten will, wird es schwer haben.*
Taubert: Ich fand deswegen die Auseinandersetzung mit dem bedingungslosen Grundeinkommen spannend. Für mich kann das ein Ermöglicher sein – Zeitwohlstand ist dann der Effekt. Die Gespräche mit Michael Bohmeyer, der via Crowdfunding regelmäßig Grundeinkommen verlost, haben mir gezeigt, dass viele Gewinner nicht nur herumsitzen. Sie reduzieren oft die Arbeitszeit, aber engagieren sich stattdessen freiwillig, pflegen Familienangehörige oder bilden sich weiter.

Foto: Stephan Pramme

> Der Kaffeebecher zum Mitnehmen ist zum sichtbarsten Merkmal der gehetzten Gesellschaft geworden.
> **Greta Taubert**

STANDARD: *Eine Reduzierung der Arbeitszeit auf 30 Stunden wird nicht zuletzt deswegen seit Jahren diskutiert, weil dann auch mehr Arbeitskräfte eingesetzt werden können.*
Taubert: Durch die vielen Krisen, die es momentan gibt – ob ökonomisch, sozial oder ökologisch –, wäre es sinnvoll, über einen neuen Wohlstandsbegriff nachzudenken. Da spielen die Faktoren Zeit und Arbeit natürlich eine Hauptrolle.

STANDARD: *Also am besten: Alle Ihrem Beispiel folgen?*
Taubert: Natürlich nicht. Wenn jemandem sein Job unglaublich viel Spaß bereitet und es ihm nichts ausmacht, von acht bis 19 Uhr im Büro zu sitzen, ist das ja okay. Aber wir sollten uns Gedanken machen über Zeit. Es geht nicht darum, alles hinzuschmeißen. In einem ersten Schritt könnte man Arbeitszeit reduzieren, kürzer treten. Wenn wir das gut finden, können wir es in den gesellschaftlichen Diskurs einspeisen, anderen davon erzählen. Aber ich sage nochmal: Man muss das nicht tun. Wir sind ja auch eine Gesellschaft voller postmoderner Alleswoller: spannender Job, aber auch Freizeit, Geld, aber auch Selbstbestimmung. Eine Anleitung zur Befreiung gibt es nicht.

STANDARD: *Apropos Alleswoller: Sicherheit steht da ganz oben auf der Wunschliste vieler Menschen.*
Taubert: Das kommt natürlich daher, dass man den Leuten einredet, was sie alles brauchen und was sie alles verlieren könnten. Hier in Leipzig sehe ich das ja an den wütenden Massen, die durch die Stadt ziehen. Statt Häuser anzuzünden, wütend und empört, könnte man aber auch mit Lust und Energie an Lösungen arbeiten. Ich habe so viele Menschen getroffen, die sich in der Flüchtlingsarbeit engagieren: Rentner, Arbeitslose oder Menschen, die bewusst im Job kürzer treten, um Zeit für dieses Mitwirken zu haben.

STANDARD: *Sie waren recht überrascht, dass sich Ihr Umfeld nicht über die Absagen und den neuen Lebensweg empört hat.*
Taubert: Das stimmt. Aber ich lebe in Leipzig eigentlich in einer Straße voller Zeitmillionäre: Studierende, Selbstversorger, Künstler, Arbeitslose, Drogensüchtige: Von schlecht bis schön ist alles dicht beieinander. Die Stadt ist außerdem ein Ort, der dieses Tempo erlaubt. Sie ist nicht so hektisch wie Berlin, nicht so kapitalistisch wie München oder so geschäftig wie Frankfurt. Hier gibt es viele, die sich mit Postwachstum auseinandersetzen oder sich selbst verwirklichen wollen.

STANDARD: *Es herrscht auch eine Wien sehr ähnliche Kaffeehauskultur, habe ich bei Ihnen gelernt.*
Taubert: Ja, auch die Sachsen sind historisch große Kaffeetrinker. Das hat mit dem Coffee-to-go-Wahnsinn von heute nicht mehr viel zu tun. Der Kaffeebecher zum Mitnehmen ist eigentlich zum sichtbarsten Merkmal der gehetzten Gesellschaft geworden.

STANDARD: *Für das Zeitmanagement sind die Becher doch super. Man ist schneller beim nächsten Meeting.*
Taubert: Genau. Vielleicht predigen das ja auch die vielen Zeitmanager und Zeitcoaches da draußen. Wenn das Thema Zeit so optimiert angegangen wird, dann geht wirklich alles den Bach runter. Das sage ich auch immer denjenigen, die mich nach „fünf Schritten zum Zeitwohlstand“ fragen.

Cordula Reyer war mit Sohn Ben im achten Monat schwanger, als dieses Foto 1985 entstand.

Courtesy Elfie Semotan / Copyright @ Elfie Semotan

GRETA TAUBERT ist Reporterin und Autorin und lebt in Leipzig. Sie schreibt unter anderem für „Vice“, „Die Zeit“ und das „SZ-Magazin“. In ihrem ersten Buch „Apokalypse jetzt“ schrieb sie über den Selbstversuch, ein Jahr lang aus der Konsumkultur auszusteigen.

Wo auf wenig Platz gewohnt wird Seite I 2

Sydney: Häuser im Paket zu haben Seite I 6

Besuchen Sie uns auf der ERSTE Wohnmesse!
6. November 2016
MAK Wien | Stand Nr. 24
www.ehl.at
EHL
Bezahlte Anzeige

Foto: Lisi Specht

„Diese Wohnung ist ein Ufo! Meine Freunde fragen mich immer wieder: Wie kannst du da nur wohnen? Ich kann." Marina Klobučar in ihrem Zotteltepichwohnzimmer.

Es ist wie ein Leben in der Geschichte

James Bond wäre neidisch! **Marina Klobučar** wohnt in einer 1970er-Jahre-Wohnung in Wien, die bis heute gänzlich unverändert ist. Das gesamte Mobiliar ist im Originalzustand. Das gibt ihr Schutz und Geborgenheit.

PROTOKOLL: *Wojciech Czaja*

WOHNGESPRÄCH

Hier sind viele, viele Erinnerungen drin. Ich kann mich noch erinnern, wie meine Eltern die Wohnung übernommen haben. Das war 1966. Wir hatten davor im selben Haus gewohnt, allerdings zwei Stöcke tiefer. Die alte Wohnung war dunkler und kleiner. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion haben wir begonnen, unsere Möbel in den dritten Stock hinaufzutragen. Mit dieser Wohnung in einem Hinterhaus in der Argentinierstraße sollte ein neues Leben beginnen. Die Wohnung hat 220 Quadratmeter. Schon kurz nach dem Einzug war klar, was damit passieren soll.

Mein Vater Berislav war Dirigent, meine Mutter Natalie war Pianistin. Gemeinsam waren sie bei einem Gastspiel in Argentinien. Dort lernten sie den Architekten Hermann Loos und den Künstler Oswald Stimm kennen. Beide lebten damals in Buenos Aires im Exil. Meine Eltern waren von den Arbeiten der beiden begeistert. Nachdem Hermann und Oswald immer wieder nach Österreich zu Besuch kamen, kam die Idee auf, sie könnten doch die Wohnung renovieren und einrichten. Und so kam es dann auch.

Der Umbau hat acht Jahre gedauert – von meinem zehnten Lebensjahr bis zu meiner Matura. Ich habe diese Zeit geliebt und gehasst zugleich. Geliebt, weil ich wusste, dass hier etwas ganz Besonderes entsteht. Und gehasst, weil meine Schulfreundinnen, die alle im Biedermeier mit schönen Möbeln und Bildern aufgewachsen sind, diese Wohnung regelmäßig als Schock empfunden haben. Das war ein Ufo! Das war ein Gesamtkunstwerk, das den Eindruck vermittelte, man dürfe es weder berühren noch benützen. Viele waren befremdet.

Seit damals ist die Wohnung unverändert. Meine Mutter war auf sie sehr stolz und hat sie liebevoll gepflegt. Keine unserer Putzfrauen durfte in all den Jahren die Möbel jemals feucht wischen. Niemals! Dem – und der hohen handwerklichen Qualität – ist zu verdanken, dass die meisten Möbel so aussehen, als wären sie von gestern. Da steckt ein Vermögen drin. Unlängst habe ich alte Rechnungen gefunden. Allein die Tischlerarbeiten haben sich auf circa 250.000 Schilling belaufen. Und das damals!

Das Sofa und die Fauteuils von Wittmann sind wie neu – abgesehen davon, dass das Leder ausgeblichen ist. Der Couchtisch ist eine Einzelanfertigung mit Plattenspieler, Tonbandgerät und integrierter Bar. Die Schiebewand vor der Bibliothek gleitet wie am ersten Tag. Sogar der hochflorige Zotteltepich ist original. Bloß die Farbe war noch knalliger und quietschiger. Einfach alles in dieser Wohnung ist original. Vieles wirkt auch heute noch exotisch.

Meine Freunde fragen mich immer wieder: Wie kannst du da nur wohnen? Ich kann. Auch wenn das alles hier nicht mein Stil ist – denn es ist der Stil meiner mittlerweile verstorbenen Eltern –, liebe ich diese Wohnung. Ich kenne jedes Möbel, jede Untertasse, jede Anekdote. Es ist wie ein Leben in der Geschichte, und wahrscheinlich brauche ich diesen Schutz zurzeit. Das wird sich vielleicht bald ändern, dann werde ich endlich loslassen können, aber noch ist es nicht so weit.

Ich weiß nicht, wie es mit der Wohnung weitergehen wird. Eines Tages werde ich ausziehen müssen, weil ich mir die Miete nicht mehr werde leisten können. Man kann ja nicht mit der Axt reinkommen, alles kaputtschlagen und in den Schuttcontainer schmeißen. Das Architekturzentrum Wien bemüht sich um eine Unterschutzstellung. Es gab schon die Idee, die Wohnung an Architects in Residence zu vergeben. Und dann? Dann schließe ich dieses Kapitel, gehe nach Berlin und starte noch mal neu durch.

Marina Klobučar, geb. 1958 in Wien, studierte Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft. Sie arbeitete als Theaterassistentin u. a. in München, Berlin und Nizza. Seit 2002 leitet sie in Wien das künstlerische Betriebsbüro im Raimundtheater. Am 9. November wird im Architekturzentrum Wien (AzW) die Ausstellung „Wiens unbekanntes Juwel" über die Wohnung Klobučar eröffnet. Mit Fotos von Christoph Panzer. 19 Uhr. Zu sehen bis 5. Dezember. www.azw.at

Wohnen beim Belvedere

- 114 Eigentumswohnungen
- 1-4 Zimmer | 40-106 m²
- Loggien/Balkone oder Terrassen
- Begrünter Innenhof
- Ausgezeichnete Infrastruktur

Kaufpreis ab EUR 180.000,-
HWB 36,60 kWh/m²a (B)

Für nähere Informationen kontaktieren Sie bitte Frau Anna Gasienica-Fronek unter +43-1-512 76 90-405 oder a.fronek@ehl.at

www.wohnung.at

Wir leben Immobilien. EHL

STANDARD EXKLUSIV

Willkommen zu Hause.

In Kooperation mit der wohngut Immobiliengruppe

Nichts als die Wahrheit!

Realität oder Fiktion, metaliterarisches Spiel oder Psychothriller? **Delphine de Vigan** verteidigt in ihrem neuen Roman die Imagination.

Oliver Pfohlmann

Sie hatten oder haben Krebs und leben noch? Schreiben Sie darüber! Sie wurden als Kind missbraucht, hatten ein Burnout, mussten mit dem Suizid eines Angehörigen fertigwerden und/oder waren auf dem Jakobsweg? Schreiben Sie darüber! Denn jeder Buchhändler weiß: Erwachsene lieben Erlebnisbücher. Kein Wunder, dass sich Romanautoren immer mehr unter Druck gesetzt fühlen. Und genervt sind von der immer gleichen Leserfrage: „Haben Sie das, was Sie erzählen, wirklich erlebt?“ Die französische Autorin Delphine de Vigan, Jahrgang 1966, hat den Statusverlust der Fantasie zum Thema ihres neuen Romans gemacht.

Man muss die Gattung betonen, denn das Werk unternimmt alles, um sich als Tatsachenbericht auszuflaggen. Das betrifft nicht nur den Titel *(Nach einer wahren Geschichte)*, sondern auch seine Ich-Erzählerin, die natürlich nicht zufällig den Namen Delphine trägt und Schriftstellerin ist. Die Roman-Delphine hat wie die reale mit einem autobiografischen Buch über ihre Mutter gerade ihren Durchbruch erzielt; das Vorbild ist Vigans letzter Roman *Das Lächeln meiner Mutter* von 2013.

Vigans neuer Roman inszeniert sich als autobiografischer Bericht über die Zeit danach: Was folgte, jedenfalls für die Roman-Delphine, war eine Übergangsphase, voller Verletzlichkeit und Unsicherheit, nicht zuletzt aufgrund verstörender Leserreaktionen und anonymer Anfeindungen. Aber auch mit ersten Ideen für ihren nächsten Roman, der nie geschrieben wird. Denn Delphine gerät in eine Schreibkrise, die immer schlimmer wird und sie für Jahre arbeitsunfähig macht. Bald führt schon das Öffnen eines neuen Word-Dokuments zu Brechreiz, und selbst das Schreiben von Einkaufszetteln wird ihr unmöglich.

Zum Glück hat Delphine L., ihre neue beste Freundin und Retterin in der Not. L. ist gleichermaßen selbstbewusst wie faszinierend. Und praktischerweise nicht nur eine exzellente Kennerin von Delphines Werk, sondern auch noch von Beruf Ghostwriterin. Kurzerhand zieht sie bei Delphine ein, erledigt für die blockierte Autorin erst den Bürokram, dann die Mails an Freunde, schließlich verfasst sie ein überfälliges Vorwort für eine Maupassant-Ausgabe. Alles nur, damit sich Delphine ganz auf ihren neuen Roman konzentrieren könne – versteht sich.

Delphine und L. – das ist die Geschichte einer „schrittweisen Behexung“. Wie eine Spinne webt die mysteriöse L. – ein Wortspiel mit dem französischen „Elle“ (sie) – um die immer hilflosere Delphine ihr Netz, isoliert sie von ihren Freunden, wird zur unentbehrlichen Gesprächspartnerin, endlich zu ihrer Doppelgängerin. Dass sie weniger eine Hilfe als vielmehr die Ursache für Delphines „writer's block“ ist, wird erst in der Rückschau klar, nach der gewaltsamen Selbstbefreiung aus L.s Bann.

Denn was die Schriftstellerin blockiert, sind L.s flammende Reden über Delphines Werke und ihr neues Projekt – von dem L. nichts hält. Sie, die selbsternannte Vertreterin von Delphines Leserschaft, hält Autoren für „menschliche Bomben mit erschreckender Zerstörungskraft“. Und fordert von der Ich-Erzählerin, dass sie auch künftig ihr Intimstes nach außen kehrt, statt in die „Komfortzone“ zurückzukehren und wieder der „Pappkameraden“ zu erfinden, die man „wie Papiertaschentücher“ wegwerfen kann. „Schreiben gibt es nur als Schreiben über sich. Das Übrige zählt nicht.“

Also „Wahrheit“ statt „Erfindung“? Das Reale habe „die Eier, viel weiter zu gehen“, hört die an sich selbst zweifelnde Delphine einen Jugendlichen in der Metro sagen, obwohl sie weiß, dass Realität ohne Fiktion und Verdichtung literarisch nie zu haben ist. Beim Nachdenken über diesen Konflikt verliert die Autorin ihr Schreibvermögen wie Kleists Knabe seine Anmut beim Anblick seines Spiegelbildes.

Vigans Roman ist ein gelungener Zwitter: gleichermaßen ein raffiniertes metareflexives Spiel um Wahrheit, Erfindung und Identität wie ein packender Psychothriller. Letzterer geschult etwa an Altmeister Stephen King, aus dessen Romanen (vor allem aus *Misery*) die Autorin mehrere Mottos übernimmt; wenig überraschend werkelt Roman Polanski schon an einer Verfilmung. *Nach einer wahren Geschichte*, in Frankreich mit dem Prix Goncourt des Lycéens ausgezeichnet, ist vor allem auch eine eindrucksvolle Verteidigung der literarischen Imagination. Denn, in Delphines Worten: „Ein Realitätszertifikat macht den Roman nicht besser.“ Ausgenommen, ein fingiertes.

Foto: AFP

Delphine de Vigan spielt ein Spiel mit Wahrheit und Erfindung.

Delphine de Vigan, „Nach einer wahren Geschichte“. € 23,– / 350 Seiten. Dumont-Verlag, Köln 2016

„Hillary ist das kleinere Übel“

Der Schriftsteller und Amerikareisende **Peter Rosei** über kaputte Städte im Mittleren Westen, das Problem der sozialen Ungleichheit, die Vereinigten Staaten als Quelle literarischer Inspiration und den Aufstieg des gefährlichen Entertainers Donald Trump.

Christoph Winder

STANDARD: *Herr Rosei, vor unserem Gespräch anlässlich der US-Präsidentschaftswahlen: Würden Sie sich als Amerikakenner bezeichnen?*

Rosei: Das kommt darauf an, aus welcher Perspektive man es sieht. Ich habe im Lauf meines Lebens zusammengenommen etwa zwei Jahre in den USA verbracht, insofern kenne ich die Vereinigten Staaten natürlich besser als viele andere. Andererseits ist das Land so groß, dass es schwerfällt, sich als „Kenner“ zu bezeichnen.

STANDARD: *Ihre letzten Eindrücke vom Wahlkampf Donald Trump gegen Hillary Clinton?*

Rosei: Ich habe mich darüber geärgert, dass der Aufruhr über Trumps frauenfeindliche Äußerungen so viel größer war als der über vieles andere, was er zuvor gesagt hat: frivole Äußerungen über Atombomben, Zaun gegen die Mexikaner und so fort. Das heißt selbstverständlich nicht, dass die öffentliche Empörung wegen seines Frauenbildes nicht gerechtfertigt wäre.

STANDARD: *Welche Eindrücke haben Sie denn von Ihrem letzten USA-Aufenthalt mitgenommen?*

Rosei: Ich war heuer im Frühjahr drei Monate dort, in einer kleinen Universitätsstadt zwischen Detroit und Chicago. Ich bin dieses Mal ungern hingefahren, weil die Schikanen gegenüber Ausländern größer werden. Ein Eindruck, den ich hatte, war der, dass die kleinen Städte im Mittleren Westen fast alle total hin sind.

STANDARD: *Was ist Ihnen da konkret aufgefallen?*

Rosei: Ich habe eine längere Reise durch Ohio und Kentucky gemacht und war doch konsterniert von der Kaputtheit, die da *in the middle of nowhere* herrscht. Die Ökonomie dreht sich um Marihuana, Crystal Meth und Hahnenkämpfe. Man merkt die Kaputtheit an den Trailer-Homes, daran, dass in der Main Street alles zugenagelt ist, und an den Supermärkten, Family Dollar zum Beispiel, die billigsten der billigen, wo es keine einzige Frischware mehr gibt und alles nach Plastik riecht. Um in diesen Orten noch eine öffentliche Bibliothek zu finden, muss man schon Glück haben.

Andererseits ist Amerika aber doch immer wieder völlig unberechenbar, und plötzlich kommst du aus einer restlos verkommenen Gegend wieder in ein wunderschönes Hügelland. Das ist wie bei einer guten Erzählung: Man weiß nie, was als Nächstes kommt.

STANDARD: *Amerika als literarische Inspiration …*

Rosei: Nun ja, Lima in Ohio oder Gary in Indiana, in der Nähe von Chicago, das schaut aus wie eine Stadt bei Dickens, wie ein abtraumhaftes Mürzzuschlag. Die Wahrscheinlichkeit für einen Bewohner, von dort wegzukommen, ist null Komma Josef.

Aber die Frage der sozialen Ungleichheit, die dem ganzen Elend zugrunde liegt, ist nicht nur ein amerikanisches Problem, sondern genauso ein europäisches. Selbst glühende Befürworter des Marktes sagen, dass eine exorbitante Ungleichheit nicht gut sein kann, weil durch die Ungleichheit der Markt selbst beschädigt wird. Mit Gerechtigkeit hat das vorerst einmal nichts zu tun. Bernie Sanders hat gemeint, dass die von den Reichen und Ultrareichen gehorteten Gelder angezapft werden und wieder in den Geldkreislauf hineinkommen müssen. Aber die Bürger und Kleinbürger meinen, dass das Eigentum nie und nimmer angetastet werden darf. Sobald einmal das Eigentum ins Spiel kommt, ist die Diskussion sofort aus.

STANDARD: *Wie reagieren die Leute auf diese missliche Situation?*

Rosei: Die Leute sind enttäuscht und verbittert, aber sie gehen in die falsche Richtung, in Richtung Unterhaltung, wie Donald Trump sie bietet. Er sagt ja selbst: „I have to entertain millions.“ Er fühlt sich als Entertainer. Am besten hat mir gefallen, wie er zu Anderson Cooper von CNN gesagt hat: „Was willst du von mir? Ich bringe dir Quote!“ So ist der Wahlkampf aufgezogen, wie der Superbowl. Trump hat einen hohen Unterhaltungswert – aber hoffentlich gewinnt er nicht.

Ich habe mit vielen Leuten geredet: Am Anfang haben die sogenannten Experten Trump ja überhaupt keine Chance gegeben. „Ja, aber er wird in Iowa straucheln“, hieß es da, und „Ja, aber er wird in New Jersey straucheln“, und trotzdem ging es immer weiter. Vor allem glaube ich, dass Teile der Wall Street auf Trump eingeschwenkt sind, obwohl sie zuerst wegen seiner isolationistischen Politik gegen ihn waren.

Bill Gates war zunächst der Einzige, der gesagt hat: Die USA profitieren von der Globalisierung und können nicht eine Politik begrüßen, die isolationistisch ist. Der andere Teil von Silicon Valley verdient so viel Geld mit dem FBI und den Geheimdiensten, dass er eine undurchsichtige Position eingenommen hat.

STANDARD: *Sie sind offenkundig kein Fan von Donald Trump.*

Rosei: Ich halte die Wahrscheinlichkeit, dass es zu einem Krieg kommt, wenn Trump Präsident wird, für sehr hoch. Ob er den Krieg selbst vom Zaun bricht oder in ihn hineinstolpert, das ist dann noch die Frage. Aber die Rabulistik ist ja durchwegs Säbelrasseln: Er wird die Chinesen in zehn Minuten erledigen und so fort.

STANDARD: *Und wie halten Sie es mit Hillary Clinton?*

Rosei: Sie ist das kleinere Übel. Irgendwo habe ich einmal den lustigen Satz gehört: You have the choice – Pepsi or Coke. Die Hillary muss das Kunststück vollbringen, ihre gespaltene Anhängerschaft zu einen. Sie muss sich zwischen links und rechts durchzaubern. Ich würde mir wünschen, dass sie das Bildungswesen als eines der größten Probleme Amerikas in Angriff nimmt: Wenn man kein Geld hat, hat man keine Bildung, auf die Dauer ist das untragbar. Dieses Argument stelle ich bei der Diskussion mit Leuten, die für Gerechtigkeit nichts übrig haben, immer in den Vordergrund, weil das verstehen sie dann ja wenigstens. Wie wichtig ein gut funktionierendes Bildungssystem ist, muss gerade uns Österreichern bewusst sein: Wir haben ja nur das bisserl Wasserkraft, und immer nur Mozart wird nicht gehen, so viele Mozartkugeln braucht die Welt nicht. Auf Deutsch gesagt: Human Ressources are our asset, und wenn wir die nicht pflegen, werden wir ins Hintertreffen kommen, darüber wird eh dauernd gredt.

STANDARD: *Wollen Sie Ihre amerikanischen Erfahrungen in Ihrem literarischen Werk verwerten?*

Rosei: Nein, dazu weiß ich zu wenig. Dazu müsste man das Wetter beschreiben können: Wie schaut ein Kastanienbaum im Sommer aus, wie betritt man ein Restaurant, wie ist die Rolle der Frauen, was ist bei einem Todesfall los, wie reagieren die Leute darauf – natürlich habe ich zu all dem eine Meinung, aber darüber muss man viel mehr wissen. Die sinnlichen Details brauchen Sie als Grundlage, nicht nur Papierwissen.

Für einen Normalverbraucher bin ich ein Amerikakenner, aber als Schriftsteller, das ist wieder eine ganz andere Sache. Auch die Einstellung zum Pathos ist in Amerika eine völlig andere als bei uns in Europa. Wir, durch unsere Erfahrungen mit dem Hitler und dem Nationalsozialismus, weichen sofort zurück, wenn jemand pathetisch wird. Wenn die Amerikaner die Hymne singen mit der Hand auf dem Herz, wirkt das auf mich grotesk, aber auch meine demokratischen Freunde haben kein Problem damit. Das muss man eben empathisch nachvollziehen.

Ich versuche auch immer, den amerikanischen Humor zu erlernen, indem ich irgendwelche Metaphern und Wortspiele erfinde und frage, wie die klingen, und dann höre ich: „Oh, this sounds kind of weird, Peter“ *(lacht)*.

STANDARD: *Welche Lichtblicke sehen Sie in Bezug auf Amerika?*

Rosei: Es gibt in den USA eine große Elite, der Brain-Drain aus allen Staaten der Welt funktioniert reibungslos *(lacht)*, und natürlich der Optimismus, die Haltung „Wir werden das schon irgendwie hinkriegen“. Die Überzeugung, dass „jeder etwas werden kann“, verfängt aber bei den hochgradig verschuldeten Studenten nicht mehr. Es stimmt ja auch nicht. Die digitale Revolution macht viele Arbeitsplätze überflüssig.

Peter Rosei (Jg. 1946) hat neben seinem umfangreichen literarischen Werk immer wieder auch Arbeiten zu Politik und Wirtschaft verfasst. Zuletzt erschien die Essaysammlung „Was tun?“ bei Sonderzahl, Wien (€ 18,– / 180 Seiten).

Foto: picturedesk.com

„Ich versuche auch immer wieder, den amerikanischen Humor zu erlernen, indem ich irgendwelche Metaphern und Wortspiele erfinde und frage, wie die klingen“: Peter Rosei.

Im Rauschen der Zeit

Ein Spiel mit dem Feuer: In **Christoph Ransmayrs** Roman treffen im chinesischen Kaiserreich zwei Herrscher über die Zeit aufeinander.

Stefan Gmünder

Für die moderne Physik ist Zeit nichts als eine Illusion. Und doch weiß jeder, der einmal die letzte Schulstunde vor den Ferien durchlitten hat, ein Lied davon zu singen, dass die „ephemere Tyrannin“ verschiedenste Ausprägungen annehmen kann. Für unser Gehirn, sagt die Wissenschaft zudem, dauert ein „Augenblick“ drei Sekunden. Wenn wir etwas Neues sehen, betrachten wir es maximal drei Sekunden, ebenso lange können wir Flugbahnen von Vögeln vorausahnen, und wenn wir jemandem länger als drei Sekunden die Hand schütteln, wird es peinlich – oder eine Liebesgeschichte.

Vielleicht wird man Leser, weil man sich dieser physikalischen Zeit nicht beugen will, weil man weiß, dass Literatur zu den Sternen fliegen oder das Verlorene, wenn nicht lebendig, so doch in der Erinnerung präsent halten kann. Erinnerung, heißt es sinngemäß bei Jean Paul, ist ein Paradies, aus dem niemand vertrieben werden kann, oder – wie in Christoph Ransmayrs Roman *Cox oder der Lauf der Zeit* – ein Gefängnis, dem schwer zu entkommen ist.

Wie das Reisen ist Schreiben für Ransmayr ein Umgehen mit Raum und Zeit, und fast immer führen seine Suchbewegungen aufnehmenden Prosawerke zu geografischen, aber auch zu Lebenspunkten, an denen eine Konfrontation mit dem Unbekannten oder Unerkannten wartet. Ob sie nun Cotta heißen, der in *Die letzte Welt* (1988) seinen verbannten Freund Ovid sucht, oder Mazzini, der die Spur einer Nordpolexpedition aufnimmt, um die Schrecken des Eises und der Finsternis (1984) zu gewärtigen, oder Bering, der in *Morbus Kitahara* (1995) durch zertrümmerte Welten taumelt, oder, um einen noch zu nennen, Liam, der auf dem fliegenden Berg (2006) zugrunde geht, stets geraten Ransmayrs Figuren auf ihren Wegen an die Grenzen ihrer Kraft, der Fantasie und oft genug an jene Linie, die Leben und Tod trennt.

Herren der Zeit

Der Mann, auf den wir auf den ersten Seiten von Ransmayrs neuem Roman treffen, fügt sich nahtlos in die Reihe dieser Suchenden. Frösteln steht er, während das Meer noch in ihm tobt, an Deck des Barkschoners Sirius, der nach siebenmonatiger Fahrt an einem Oktobermorgen das chinesische Festland erreicht. Man schreibt das Jahr 1753, der Mann an Deck heißt Cox, Alister Cox, er ist Brite, der berühmteste Automaten- und Uhrenbauer seiner Zeit, Herr über 900 Angestellte – und er ist der traurigste Mann der Welt.

Gekommen ist er mit drei seiner besten Mechaniker auf Einladung des gottgleichen chinesischen Kaisers Qiánlóng (1711–1799). Sie sind angereist, um ihm, dem „Herrn der zehntausend Jahre“, Wünsche und Träume zu erfüllen. Allerdings scheint der Ankunftszeitpunkt ungünstig, denn auf dem Richtplatz am Ufer werden gerade 27 Steuerbeamten und Wertpapierhändlern, die mit „Luftpapieren“ gehandelt haben, die Nasen abgeschnitten.

Schnell wird klar, dass Cox, dieser Gebieter über die mechanische Zeit, in eine despotische Schreckensherrschaft eines Mannes geraten ist, der nicht zuletzt über die Lebenszeit jedes Menschen in seinem Einflussgebiet gebietet. Ein falsches von Spitzeln kolportiertes Wort, ein Blick kann den Tod bedeuten. Doch dieser Kaiser, von dem 30.000 Gedichte überliefert sind, ist auch ein kunstsinniger Mensch, ein Liebhaber der Musik, der Natur und ein großer Sammler, dessen Geldquellen nie versiegen.

Besonders angetan haben es ihm die Uhren und Automaten der Briten. Es will aber keines der im Frachtraum der Sirius gestapelten Meisterwerke, er will nie Dagewesenes. Was genau, werden die Uhrenbauer erst in Peking erfahren, wohin man sie über den Kaiserkanal bringt, den längsten jemals von Menschenhand gegrabenen Wasserweg. 1000 Zwangsarbeiter soll dieses 1200 Meilen lange und 40 Meter breite Bauwerk pro Meile das Leben gekostet haben.

Foto: Corn

Mischt in „Cox“ Historie und Fiktion: Christoph Ransmayr.

Verbotene Stadt

In der Verbotenen Stadt, der Aufenthalt der Gäste wird von den hohen Beamten mit Misstrauen verfolgt, erfahren Cox, seine Gefährten und der ihnen zugewiesene Übersetzer Joseph Kiang, ein von einem Missionar getaufter Chinese, der nicht nur Worte, sondern auch zwischen Weltanschauungen übersetzt, was der Kaiser wünscht. Nämlich nichts weniger als Uhren, die die Zeit nicht nur messen, sondern auch ihr subjektives Vergehen abbilden.

Beispielsweise eine Uhr für die Zeit eines Kindes, ihr „wellenförmiges Gleiten, das an- und abschwellende Rauschen, die Sprünge, Stürze, Gleitflüge und selbst den Stillstand der Lebenszeit eines Kindes“ soll sie spürbar machen. Die Briten bauen sie, so wie sie später eine Uhr für zum Tode Verurteilte und Sterbende konstruieren, für solche also, die das „Ende und damit die Zukunft so untrüglich wie sonst nur ein Gott“ sehen. Da mit Erfolgen auch die Aufgaben wachsen, sollen die britischen Magier dann in der Sommerresidenz Jehol eine Uhr bauen, die, einmal angestoßen, bis ans Ende aller Zeiten läuft. Der Bau eines Perpetuum mobile, das erkennt nicht nur der Übersetzer Kiang, könnte ein lebensgefährliches Unterfangen sein, weil sich der, der dieses mechanische Abbild der Macht des Kaisers über die Zeit schafft, gleichzeitig über ihn erhebt.

Diese äußeren Geschehnisse sind eng mit der gleichzeitig erzählten Liebes- und Leidensgeschichte von Cox verknüpft, der dem Uhrenbauen eigentlich entsagt hat, seit – zwei Jahre ist es her – seine einzige Tochter Abigail fünfjährig an Keuchhusten verstarb. Sie war nicht nur der Augenstern des Fabrikanten, sondern auch eine nun zusammengestürzte Brücke zwischen ihm und seiner von ihm heiß geliebten Frau Faye. Sie ist um 30 Jahre jünger als Cox, die Ehe verläuft nicht nur deswegen alles andere als friktionsfrei, denn die Gattin respektiert Cox zwar, sie liebt ihn aber nicht und spricht seit dem Tod des Mädchens kein Wort mehr.

Des Kaisers Einladung hat Cox nicht nur des Geldes wegen angenommen, sondern auch, um Distanz zu diesem Drama zu schaffen. Vergebens, denn im Reich der Mitte trifft er die sehr junge Ān, eine von 3000 Konkubinen, über die Qiánlóng neben 41 Ehefrauen verfügt. Sie ist die gegenwärtige Favoritin des Kaisers und für den mit dem Feuer spielenden Fremden eine Folie, auf die er Bilder seiner toten Tochter und der stummen Frau werfen kann. Cox, stellt sich im Verlauf des Romans heraus, ist einer, dessen Antrieb Sehnsucht heißt. Und Erinnerung, von der Shelley einmal sagte, sie sei eine „böse Hexe“ – die aber eine schöne nach vorn gewandte Schwester namens Hoffnung habe. Auch von Letzterer spricht dieser Roman, der von einem allwissenden Erzähler im Imperfekt erzählt wird. Das mag manchen schon wieder altmodisch scheinen, doch dieser von der historischen Figur des Automatenbauers James Cox (1723–1800) inspirierte Roman über das Ringen um die Herrschaft über die Zeit führt zwar in die reale Vergangenheit des Kaiserreichs, er hat aber aktuelle Anklänge. Nicht nur was Eitelkeit, Korruption, despotische Brutalität und Bücklingshaftigkeit betrifft.

Nichts vergeht

Auch ist dieser 17 Kapitel und 300 Seiten umfassende Roman in seinem Untergrund viel komplexer und unruhiger, als sein Erzählton nahelegt. Immer wieder wird der Erzählrhythmus erhöht und das turbulente Geschehen gerafft, um anschließend extrem entschleunigt zu werden. Vor allem durch detaillierte Beschreibungen von Naturzyklen oder äußerst präzise Schilderungen der vom Autor imaginierten Uhren, ihrer Teile und Materialien. Manchmal ist einem beim Lesen, als baue man die Uhren selbst zusammen.

Augenblicke werden in diesem Roman durch die Macht der Sprache und des Erzählens zu Ewigkeiten, Fremdheit zu Nähe, Verlassenheit zu Geborgenheit und einzelne Teile zu einem Ganzen. Vor Jahren hat sich Ransmayr im Roman *Die letzte Welt* mit Ovids „carmen perpetuum“ der *Metamorphosen* befasst, das von Verwandlungen spricht – und dem Freilegen versiegelter Sinne. Auch der vorliegende Roman über Liebe, Macht, Verzweiflung und den Traum von einem Perpetuum mobile erinnert – wie jede gute Literatur – daran, dass sich alles wandelt. Nichts vergeht.

Christoph Ransmayr, „Cox oder der Lauf der Zeit“. € 22,70 / 304 Seiten. S.-Fischer-Verlag, 2016

Fotobücher von Henri Cartier-Bresson und über Berlin, fotografiert von Heidi Seywald.

„Zeit ist das System, das dafür sorgen soll, dass nicht alles gleichzeitig geschieht“, sagte Cees Nooteboom. Fotografisch dokumentierten dies Henri Cartier-Bresson et alii.

Fotografie

Wider die Vergänglichkeit

Doyen Erich Lessing bezeichnet das Wesen der Fotografie als „Festhalten der Zeit“. Als unermüdlicher Chronist des „Verlorengehenden“, als Bewahrer des „In-Vergessenheit-Geratenden“, als Anwalt des Unscheinbaren gehört Maître Gerhard Trumler zu den wenigen Unermüdlichen, die es sich immer noch zur Aufgabe machen, Erinnerungsarbeit zu leisten. Als leiser Poet dokumentiert der Fotograf, gemäß seiner Passion, mit einer selten gewordenen Selbstverständlichkeit, Dinge, Orte und Menschen, die drohen in Vergessenheit zu geraten. Ganz in der Tradition großer Vorläufer. Zu jenen gehört zweifellos **Henri Cartier-Bresson,** der Großmeister des Metiers. Mit seinen von Humanismus geprägten Tableaus schuf er Ikonen der Zeitlosigkeit. Zu überprüfen gilt es dies angesichts der Neuauflage seiner noch vor seinem Tod selbst ausgesuchten Auswahl seiner besten Werke. Luzide wird in jedem Bild der soziale Impetus des Chronisten spürbar. Dass man Fotografie als visualisierten Spiegel der Veränderung verstehen kann, wird auch angesichts des sorgsam von **Miriam Paeslack** edierten Fotoalbums über *Berlin im 19. Jahrhundert* sichtbar. Menschen verändern sich, ebenso Architektur und Städte. Deren Antlitz ist ein Spiegel der Seele. Wider Vergessen, wider die Vergänglichkeit. Verständlich wird so, warum es heißt: „Wer seine Vergangenheit vernachlässigt, vergibt auch seine Zukunft.“ *Gregor Auenhammer*

Henri Cartier-Bresson, „Die Photographien 1929–1979“. Vorwort von Yves Bonnefoy. € 100,80 / 344 Seiten. Schirmer/Mosel 2016.
Miriam Paeslack, „Berlin im 19. Jahrhundert. Frühe Photographien 1850–1914“. € 51,20 / 232 Seiten. Schirmer/Mosel 2016.

Fundstück

Wer hat an der Uhr gedreht?

Diese ein Schmunzeln ins Gesicht zaubernde Fragestellung, humoristisch an Paulchen-Panther-Comics erinnernd, ist in Zeiten der zunehmenden Digitalisierung eine, die sich in Wahrheit auf eine aussterbende Spezies bezieht. Auf mechanische, von Hand zu stellende, aufzuziehende oder durch Bewegung des damit geschmückten Menschen – einem Perpetuum mobile gleich – gehende Uhren nämlich. Diesen oft als unzeitgemäß bezeichneten Zeitmessern widmet **Gisbert L. Brunner** nun ein ganzes Buch. Ein doppeltes Zeichen wider den Zeitgeist, pro Entschleunigung, ist doch in einer Ära, die von Intensität und Schnelllebigkeit geprägt ist, ein Buch so wie eine mechanische Uhr ein haptisches, greifbares und begreifbares Wunder. Letztlich könnte man das wunderschön bibliophil gestaltete Buch – als Hommage an den der geistreichen Kontemplativität in Denken und Sein huldigenden Fernando Pessoa – auch als *Buch der Unruhe* titulieren. Wortwörtlich, wohlgemerkt. Stammt der Terminus der Unruh doch aus dem Metier der Uhrmachermeister und bezeichnet das Schwungrad mechanischer Chronografen.
Gregor Auenhammer

Gisbert Brunner, „WatchBook II“. € 49,90 / 256 Seiten. teNeues 2016

Krimi

Gemütlich im finsteren Tal

Hohe Berge haben die Eigenschaft, manchmal Leute abstürzen zu lassen. Die drei Menschen, deren Leichen Kommissar Kluftiger bei einem Ausflug mit seinem E-Bike findet, könnten verunfallt sein. Aber das sind sie nicht. Und schon wieder gibt's keinen Handyempfang in der Schlucht. Klufti wittert böse Absicht. War doch der Boden um das Bäumchen, das den Seilschaften zur Sicherung diente, diskret angegraben worden. Und die Opfer waren keine unbedarften Halbschuhtouristen, sondern erfahrene Bergsteiger. Zudem ist eine Helmkamera verschwunden. Das fleißig schreibende Duo **Volker Klüpfel** und **Michael Kobr** ist wie immer im Allgäu unterwegs. Die Figuren sind aus vorigen Romanen bekannt, man kann sich daher wie bei alten Freunden in der guten Stube niederlassen. Anflüge von älplerischer Blutrache erinnern an *Das Finstere Tal*, werden aber von ausschweifend-geschwätzigen Familieninteraktionen neutralisiert. Die schlichten Originaleinträge in den Gipfelbüchern rund ums Himmelhorn sind ein „literarisches“ Erlebnis für sich. *Ingeborg Sperl (www.krimiblog.at)*

Volker Klüpfel, Michael Kobr, „Himmelhorn“. € 20,60 / 490 Seiten. Droemer, München 2016

Kinderbuch

Auch Farben haben Rechte

Wenn Duncan Zeit hat, malt er gerne – so wie Millionen anderer Kinder auch. Bei ihm läuft eines Tages aber etwas anders: Seine Stifte zeigen Gefühle. „Eines Tages in der Schule sucht Duncan vergebens seine Farbstifte. Statt ihrer findet er einen Stapel Briefe mit seinem Namen drauf“, heißt es im Buch von **Drew Daywalt** und **Oliver Jeffers** (Illustrationen). *Der Streik der Farben* – so auch der Buchtitel – wurde ausgerufen. Rot schreibt etwa: „Ich male Feuerwehrautos, Äpfel, Erdbeeren und all die anderen roten Sachen. Sogar an Feiertagen muss ich arbeiten.“ Kurz: „Ich brauche eine Pause. Dein überarbeiteter Freund Rot.“ Probleme und Protest erntet der Bub auch von Lila, Weiß und Grün. In handschriftlich geschriebenen Briefen bringen die Stifte ihre Beschwerden vor. Seite um Seite. Die Vorwürfe lesen sich lustig, manch Kind (ab vier Jahren) wird wohl auch Verständnis aufbringen. Und im richtigen Leben vielleicht sorgsamer mit seinen Stiften umgehen. Eine Lösung, mit der auch die Farben leben können, wird mitgeliefert.
Peter Mayr

Drew Daywalt, Oliver Jeffers, „Der Streik der Farben“. € 16,50 / 40 Seiten. NordSüd-Verlag, Zürich 2016

Bestseller

SPIEGEL – Belletristik

1 (1) Joanne K. ROWLING u. a.
Harry Potter and the Cursed Child
Little, Brown, € 19,90
2 (–) Nele NEUHAUS
Im Wald
Ullstein Hc, € 22,70
3 (2) Volker KLÜPFEL, Michael KOBR
Himmelhorn
Droemer, € 20,60
4 (–) Simon BECKETT
Totenfang
Wunderlich, € 23,60
5 (3) Elena FERRANTE
Meine geniale Freundin
Suhrkamp, € 22,70
6 (5) Charlotte LINK
Die Entscheidung
Blanvalet, € 23,70
7 (6) Matthias BRANDT
Raumpatrouille
Kiepenheuer & Witsch, € 18,60
8 (4) Cody McFADEN
Die Stille vor dem Tod
Bastei Lübbe, € 23,60
9 (18) Jane GARDAM
Letzte Freunde
Hanser Berlin, € 22,70
10 (7) Jojo MOYES
Ein ganz neues Leben
Wunderlich, € 20,60

SPIEGEL – Sachbuch

1 (–) Eckart VON HIRSCHHAUSEN
Wunder wirken Wunder
Rowohlt, € 20,60
2 (1) Bruce SPRINGSTEEN
Born to Run
Heyne, € 28,80
3 Peter WOHLLEBEN
Das geheime Leben der Bäume
Ludwig, € 30,90
4 (18) Wolf BIERMANN
Warte nicht auf bessre Zeiten
Propyläen, € 28,80
5 (13) Horst LICHTER
Keine Zeit für Arschlöcher
Gräfe Und Unzer, € 17,50
6 (3) Peter WOHLLEBEN
Das Seelenleben der Tiere
Ludwig, € 20,60
7 (11) Margot KÄSSMANN
Sorge dich nicht, Seele
Adeo, € 18,50
8 (5) Harald LESCH, Klaus KAMPHAUSEN
Die Menschheit schafft sich ab
Komplett Media, € 30,80
9 (7) DALAI LAMA
Der Appell des Dalai Lama an die Welt
Benevento, € 4,99
10 (4) Benedikt XVI, Peter SEEWALD
Letzte Gespräche
Droemer, € 20,60

Gedicht

Wahn...Vorstellungsgespräch

Guten Tag! Mein Name ist
Hase & ich bewerbe mich
als Maskottchen für die
rasche Weiterverbreitung
der nach mir benannten
Angst im Homo sapiens
hasenfußensis der Jahre
anno domini 2016 ff.

Stante pfote engagiert.
Dienstbeginn: n o w !

Reinhold Aumaier, noch unveröffentlicht